Plötzlich raschelte es in dem am Wege liegenden Gebüsch und der Schatten einer menschlichen Gestalt wurde in der Finsternis erkennbar.

Die Gestalt stand dicht vor ihm.

Sein Pferd bäumte sich.

Ueberrascht erfaßte van Berkel den Lauf seines Karabiners.

Er zögerte noch.

War es Freund oder Feind, der vor ihm stand?

Aber das Zögern war sein Verderben.

„Wer bist Du? Was willst Du?" fragte er tonlos.

Eine Antwort hörte er nicht.

Im nächsten Augenblick traf ein schwerer Gegenstand seine Schläfe; er verlor das Bewußtsein und sank wie leblos vom Pferde.

Master Donegal und Fräulein Josselin, die hinter ihm her kamen, hatten den Schlag gehört und sahen ihren Gefährten fallen.

Sie wollten ihm zu Hilfe eilen.

Aber merkwürdig; ihre beiden Pferde stürzten gleichzeitig.

Der Amerikaner blieb im Steigbügel hängen und kam unter sein Tier zu liegen. Fräulein Josselin flog in weitem Bogen zu Boden.

Der eine sowohl wie der andere versuchten, sich zu erheben. Sie kamen nicht dazu.

Vier Kerle, vier Teufel in Menschengestalt warfen sich über sie und banden sie an Händen und Füßen.

Regungslos lagen sie da.

Wie mit einem Schlage wurde sich Fräulein Josselin ihrer Lage bewußt.

Sie stieß einen durchdringenden Schrei aus.

Aber eine schwere Hand legte sich rauh auf ihren Mund und erstickte jeden Laut.

Eine Sekunde später hatte sie einen Knebel zwischen den Lippen.

„Zum Henker! Das nenne ich gut gearbeitet! Was sagst Du zu meiner Idee, Freund Joe? Sie ist gut ausgeschlagen und dieses Mal, glaube ich, dürfen wir annehmen, daß der Schatz der Kleinen uns gehört."

Jezette fuhr zusammen und auch Master Donegal knirschte vor Wut, als sie den Ton der Stimmen hörten.

Sie erkannten den widerwärtig gurgelnden Tonfall des Herrn de Blaisois, des Schurken von Morissana.

Und die Anwesenheit dieses Menschen sagte ihnen genugsam, wer die übrigen Banditen sein mußten.

O, wenn doch ihre Gefährten da wären!

Aber die waren schon weit fort, auf der Straße, die an den Sabi führte und sie ahnten nicht, welches Drama in der Nähe des Kopje sich abspielte.

Noch einmal leuchtete ein Schimmer von Hoffnung in Fräulein Josselins Geiste auf.

Vielleicht hatten ihre Freunde ihren Hilfeschrei doch gehört und waren schon nahe zu ihrer Rettung.

Aber ach, nur teilweise sollte diese Hoffnung sich bewahrheiten.

Herr de Blaisois setzte seine Scherzreden fort.

„Ihr seid ganz undankbare Kerle, Ihr beiden Blackbaerns. Ihr vergeßt sogar, mich zu beglückwünschen der brillanten Art und Weise wegen, mit der ich den Streich zur Ausführung brachte! War ich es nicht, der Jim beauftragte, dem alten Affen von Bugher den Schädel entzwei zu schlagen, während ich in einem Augenblicke, da er es am wenigsten erwartete, wie ein Gespenst vor ihm auftauchte und war nicht auch ich es, der Morgenstern und Joe anriet, den Pferden die Spannader in der Kniekehle zu durchschneiden und so den Gentleman und die kleine Miß zu Fall zu bringen? O, gesteht es nur, die Rollen waren gut gespielt!"

„Höllischer Schwätzer Du!"

„Wie? Schwätzer? He, Jim, nicht jedermann hat Deinen Charakter; denn Du hast einen bösen Charakter. Das möcht ich Dir nicht durch einen andern sagen lassen. Ah . . . ah . . . seht doch, wie der Gentleman sich anstrengt! . . . Du vergeudest nur Deine Kräfte, Alter . . . Gefangen bist Du, und gut gefangen, das sage ich Dir."

Herr de Blaisois brach ab, um zu schimpfen und zu fluchen.

„Daß wir uns hier noch einmal wiedersehen würden, wer hätte das gedacht!"

Er trat auf Master Donegal zu und bückte sich, um ihn ganz aus der Nähe anzusehen.

Der keuchende Atem des Banditen streifte das Gesicht des Gefesselten; seine Augen glühten im Dunkel der Nacht wie die Augen eines Raubtiers.

Joe Blackbaern fand, daß die Szene lange genug gedauert habe. Auf seinen Befehl hin wurde Fräulein Josselin auf das einzige noch taugliche Pferd, auf van Berkels Pferd, gehoben.

Dann gab man Master Donegal, nachdem man ihm die Hände um so stärker gefesselt hatte, die Füße frei, und der Marsch setzte sich in Bewegung.

Vorne schritt Joe Blackbaern, ihm folgte Jim mit dem Baumwollkönig, dann kam der Vicomte, der Fräulein Josselins Pferd am Zügel führte, und zum Schlusse Morgenstern.

Die Banditen wandten sich dem Orte zu, an dem vor zwölf Jahren ihr Helfershelfer Swani den Tod gefunden hatte.

Dort in der Nähe mußte ihrer Berechnung nach der Schatz zurückgelassen worden sein; dorthin führten sie auch ihre Gefangenen.

Um die Farmen und Rittmeister Boltons Patrouillen zu vermeiden, schwenkte Joe Blackbaern links ab und gelangte so eine halbe Meile von dem ehemaligen Kafferndorfe Mangulie entfernt in ein ziemlich dichtes Gebüsch das an den Ufern des Stromes und in der Nähe des Ortes gelegen war, an dem Zimbo das Kanoe eines Eingeborenen gefunden hatte, das ihm damals mit Josselin, Jezette und Pamela aufs hohe Meer brachte.

Die Banditen befanden sich in fieberhafter Unruhe; sie hatten Eile, mit ihrer Arbeit zu Ende zu kommen

Einen Augenblick beratschlagten sie. Dann banden sie jeden der Gefangenen an einen Baum.

Der Tag brach an.

Der Vicomte trat auf Fräulein Josselin zu und sagte mit heuchlerisch sanfter Stimme:

„Gnädiges Fräulein wollen entschuldigen . ."

Rauh stieß Joe Blackbaern ihn zurück.

„Schweig! Laß mich reden. Wir haben keine Zeit zu verlieren."

Er nahm Jezette den Knebel aus dem Munde.

„Wo ist der Schatz?"

„Ich weiß es nicht".

„Noch einmal, willst Du uns sagen, wo der Schatz sich befindet?"

Jezette Josselin war blaß wie der Tod. „Nein", sagte sie, „ich gebe mein Geheimnis nicht preis!"

„Es ist gut. Wir kennen ein Mittel, Dir die Zunge zu lösen. Ans Werk, Vicomte. Nach dem Gentleman kommt die Reihe an das Fräulein."

Herr de Blaisois raffte das dürre Holz zusammen das haufenweise dort lag. Er überdeckte Master Donegals Füße damit.

Der Amerikaner bewahrte dem Anscheine nach seine stoische Ruhe.

Er fürchtete den Tod nicht, aber die Schmerzen, die man ihm bereiten zu wollen schien, flößten ihm Entsetzen ein. Fragend sah Joe zu Jezette hinüber.

Das junge Mädchen sagte kein Wort, aber in ohnmächtiger Aufregung suchte sie sich ihrer Bande zu entledigen.

Der jüngere Blackbaern winkte.

Der Vicomte strich ein Zündhölzchen an und bückte sich. Eine rote Flamme züngelte aus dem um Master Donegals Füße aufgehäuften Reisig; es knisterte allenthalben und leichte Rauchwölkchen stiegen auf.

Die Züge des Unglücklichen verzerrten sich und ein flehender Blick ruhte auf dem jungen Mädchen.

Dieses schrie laut auf.

„Haltet ein, haltet ein!"

„Willst Du reden?"

Sie öffnete den Mund, bewegte die Lippen und hauchte:

„Zimbos Schatz . . . mein rechtmäßiges Erbe . . es liegt unter den Wassern des Sabi, fünfhundert Meter von Manguli entfernt, in einer Tiefe von drei Metern, unter einem überspringenden Felsen auf der rechten . . . Seite des Flusses . . ."

Vor Erregung überwältigt, schloß sie die Augen und ihr Kopf sank vornüber, wie der Kopf einer Toten.

Zim zuckte mit den Schultern:

„Endlich," sagte er.

Dann wandte er sich an seine Gefährten:

„Morgenstern wird über die Gefangenen wachen! Du aber, Bruder Joe, und Ihr, Master Gaston, folgt mir! . . ."

Und eiligst schritten die drei auf den Fluß zu.

XIV.

Der Vicomte war stehen geblieben.

Plötzlich rief er seinen Gefährten etwas zu und wies mit der Hand auf einen isoliert stehenden Felsen, dessen eine Seite über das Flußbett hinübertagte.

Zim und Joe hatten ihn verstanden.

Das war die Stelle, die Fräulein Josselin bezeichnet hatte.

Dort ruhten in einer Tiefe von drei Meter die Diamanten Zimbos unter dem Wasser.

Merkwürdig, die Banditen, deren Inneres durch ihr Verbrecherleben gestählt war gegen jede Gemütsbewegung, sie fühlten ihr Herz heftiger schlagen bei dem Gedanken an das bevorstehende Gelingen ihres Unternehmens.

Einige Minuten lang starrten sie hinüber zu dem Felsblocke, der die Stelle bezeichnete, an der sie das so leidenschaftlich begehrte Vermögen finden würden.

Joe Blackbaerns war der erste, der seine Ruhe wiederfand.

„Es unterliegt keinem Zweifel. Wenn die Angaben der Kleinen richtig waren, so war es hier."

Das mußte erprobt werden!

„Drei Meter tief. Da müssen wir tauchen."

Angefeuert von dem Eifer, den Schatz in Händen zu haben, warf Zim Blackbaerns seine Oberkleider ab und stürzte sich in die Wogen.

In größter Aufregung standen Joe und der Vicomte auf dem Felsen.

Des Vicomtes Brust arbeitete mächtig.

„Der Narr!" dachte Joe. „Er ahnt nichts. Geduld! Nur einige Minuten noch, dann steht er uns nicht mehr im Wege."

Zim kam wieder zum Vorschein.

„Nun?" fragte Joe.

„Er ist darin! Ich habe ihn gefühlt. Es ist eine Ledertasche, eine starke Ledertasche. Nicht ein Diamant wird darin fehlen."

„Ans Werk denn!" antwortete Joe.

Er löste den Lederriemen von den drei Karabinern ab und machte ein festes Band daraus, das Zim um den Sack schlingen sollte.

Es wurde verabredet, daß der Vicomte und Joe die Tasche heraufziehen sollten, während Zim sie vom Flusse aus unterstützte

Auf diese Weise würde die Hebung viel schneller vonstatten gehen, und man würde nicht Gefahr laufen, daß das Leder, das im Laufe der Jahre Schaden genommen haben könnte, risse.

Zim tauchte von neuem unter.

Der Vicomte und Joe hielten das eine Ende des Riemens und machten sich bereit, zu ziehen.

Dem Vicomte aber wurde es seltsam zu Mute.

In seinen Augen blitzte es auf, und jeder Nerv in seinem Gesicht bebte.

Ein entsetzlicher Plan war in seinem Verbrecherhirn rege geworden.

Die Ledertasche, die da an dem anderen Ende des Riemens, den er in der Hand hielt, befestigt wurde, war Millionen wert . . . Mit ihnen konnte er das Leben, das ihm sein ganzes Vermögen, seine ganze Ehre gekostet hatte, von neuem beginnen.

Eine Gelegenheit, wie die heutige, bot sich ihm nicht wieder.

„He! Was hast Du denn? Zim hat die Schnur bewegt, und Du ziehst nicht?"

Weiter kam Joe Blackbaern nicht.

Blitzschnell hatte der Vicomte sein Messer gezogen und es bis zum Heft in die Brust seines Gefährten gestoßen.

Dieser hatte weder Zeit gefunden, dem Stoße auszuweichen, noch ein Laut von sich zu geben. Mitten ins Herz getroffen, ließ er den Riemen aus der Hand und sank zurück auf den Felsen, der sich rot färbte.

Der Vicomte war überzeugt, daß er die richtige Stelle getroffen hatte.

Er kümmerte sich nicht weiter um sein Opfer.

Er ergriff einen zufällig daliegenden dicken Kiesel, hielt ihn wurfbereit in der erhobenen Hand und kniete sich an den Rand der Plattform.

Verwundert darüber, daß er den Riemen ins Wasser zurückfallen gesehen hatte, kam Zim an die Oberfläche.

Sein Kopf kam zum Vorschein.

Auf diesen Augenblick hatte der Vicomte gewartet.

Mit aller Kraft warf er dem Riesen den Stein an die Schläfe.

Zim verschwand in den Wellen . . .

Ueber den Abhang gebeugt, beobachtete der Vicomte in gespannter Aufmerksamkeit den Lauf des Flusses.

Mehrere Minuten vergingen.

Dann erschien einige Meter unterhalb seines Standpunktes ein schwerer Körper, der langsam stromabwärts trieb.

Es war eine Leiche.

Der Vicomte trat zu Joe Blackbaern, lud ihn auf seine Schultern und warf ihn ebenfalls in die Wogen des Sabi.

„Glückliche Reise, Ihr Freunde! Das hattet Ihr nicht gedacht! Möchte Euch der Weg zur Hölle nicht zu lang werden!" sagte er spottend.

Dann warf der Vicomte die Kleider ab und sprang ins Wasser.

Die wertvolle Tasche war wirklich da. Er vermochte sie nicht zu sehen, aber er fühlte sie unter seiner Hand und wie liebkosend über das vom Anpralle des Wassers gefurchtete alte Leder hinstreichend, fühlte er die harten Steine zwischen den Fingern.

Mit leichter Mühe schob er den Sack von seiner Stelle, aber er überzeugte sich bald, daß er nicht zu hoffen brauchte, ihn aus seinem Versteck nach oben zu befördern.

De Blaisois war ein in allen Leibesübungen erprobter Mann. Er schwamm mit erstaunenerregender Geschicklichkeit und Ausdauer und verstand sich sogar darauf, sich lange Zeit unter dem Wasser zu halten.

Er löste die Schnur von der Tasche los, band sie sich um den Leib und kam wieder an Land.

Dort knotete er das eine Ende des Riemens um eine Baumwurzel, befestigte das andere an seiner Mütze, so daß eine Art Korb aus ihr wurde und warf sie in den Fluß, nachdem er einen Beschwerstein hineingelegt hatte. (Fortsetzung folgt.)

MFA
Mikrofilmarchiv der deutschsprachigen Presse e.V.

Nummer 2 Sonntag, den 8 Januar 1933 15 Jahrgang

Erholungsstunden

Kirchlicher Anzeiger für die Pfarrgemeinden des Kreises Ahaus

Redaktion und Geschäftsstelle in Ahaus Ulmenstraße 8, in Gronau Bahnhofstraße 2. Verlag Gebr. Lensing, Verlagsanstalt G. m. b. H., Dortmund

Die Heiligen Drei Könige.

Aus Fernen — sterngeleitet — kamen sie,
Selbander unbewußt und wandernd einsam.
Und beugten doch zu Bethlehem gemeinsam
Am Kripplein vor dem Heiland ihre Knie.

Und was getrennt gehalten sonst die Drei,
Sprache und Stamm, Kleid, Antlitz und Gebärde:
Daß eins ihr Fühlen nun und Wollen werde,
Von Stund' an wurden ihre Herzen frei!

Und die aus alten Schriften nur bislang
Die Weisheit schöpften mit erhitztem Hirne —
Ein Kinderauge, streifend ihre Stirne,
Mit einzig wahrer Weisheit sie durchdrang:

Nicht Wissen ist's, draus Heil uns wird gebracht!
Heil quillt der Menschheit nicht aus Schaffensernten! —
Oh, daß auch wir, wie jene Weisen, lernten:
Heil spenden kann nur reinster Liebe Macht!

Oh, daß auch wir, durch Himmelslicht gelenkt,
In Glaub' und Demut uns zusammenfänden,
In Liebe uns zum Brudertum verbänden!
Der Friede wäre neu der Welt geschenkt!

F. Gebhardt.

Die Fülle der Zeit für das Heidentum.

Zur Epiphanie 1933. « Von Friedrich Muckermann S. J.

Nur wenige waren es, die um die Zeit der Geburt des Herrn aus der Heidenwelt berufen wurden. Aber der Stern, der damals aufgegangen ist, ist in immer neuer Schönheit von Jahrhundert zu Jahrhundert emporgestiegen. Aus den drei Königen und ihren Stammesbrüdern sind viele Völkerschaften geworden. Auf allen Straßen der Welt sind sie dem Gott-König begegnet, dessen Boten hinausgegangen sind bis zu den Grenzen der Erde. Wenn man jene Taten der Geschichte als die größten bezeichnen muß, mit denen die Menschen der höchsten für sie noch greifbaren Idee gedient haben, so waren die Kämpfe und Siege im Gottesreich des Welterlösers das Erhabenste, was sich je auf dieser Erde abgespielt hat. Ist jener Fortschritt, der die Völker ihrem letzten ewigen Ziel näherführt, wichtiger als jeder andere, so bezeichnet die Linie der Erfolge, die für Christi Reich erzielt wurden, den wesentlichen Aufstieg der Menschheit. Die großen Entwicklungsphasen dieser Durchdringung der Welt mit dem Geiste des Christentums sind die eigentlichen Abschnitte der Geschichte, und glücklich darf sich der Mensch dünken, der hier den Anbruch einer neuen Epoche miterlebt.

Eine solche neue Epoche ist in unserer Zeit angebrochen. In seinem höchst zeitgemäßen Buch „Das Bild der Weltkirche" (Giesel, Hannover) sagt der Missionswissenschaftler Alfons Väth S. J.: „Die Welt der farbigen Völker — und das ist, allgemein gesprochen, die nichtchristliche Welt — ist in Bewegung und Erregung. Ueberall spricht man davon. Aber wenige sind es, die diese Bewegung als die folgenschwerste Menschheitsentwicklung der Gegenwart und als eine der entscheidendsten Entwicklungen der Geschichte überhaupt zu würdigen verstehen. Die Bewegung und die aus ihr sich ergebende Umwandlung nimmt einen raschen Verlauf. In China überstürzt sie sich gerade in ihrem türmischen Gang . ." Die europäische Zivilisation ist bis in die fernsten Wüsten und Urwälder gedrungen. Mächtige Völker, die im Jahrtausendschlummer lagen, sind zum Selbstbewußtsein erwacht. Die politische Vorherrschaft Europas, die unser bisheriges Weltbild bestimmte, hat ihren Höhepunkt längst überschritten. In Wirklichkeit ist also das Antlitz der Erde charakteristisch verändert. Auch das Gottesreich auf Erden macht tiefgreifende Wandlungen durch.

Unter der Fülle neuer Erkenntnisse, die sich hier aufdrängen, ragt besonders eine hervor, in der sich eine ernste Gewissenspflicht verbirgt. Der ebengenannte Verfasser schreibt die schwerwiegenden Sätze: „Alle Kulturvölker der Erde werden gleichberechtigte Mitglieder der Menschheitsfamilie sein. Die abendländische politische Herrschaft im Osten geht zu Ende. Aber die abendländische Vormachtstellung in der Kultur wird bleiben. Diese überlegene Kultur wird Weltkultur, wenn sie auch in jedem Lande heimische Sonderzüge annimmt. Der Geist Griechenlands, Roms und Europas siegt über den Geist des Ostens zunächst in Japan und China, später auch wohl in Indien und in aller Welt." Es ist also wirklich „eine Fülle der Zeiten" gekommen. Mit einer neuen Jugendlichkeit greifen zahlreiche Völker und zum Teil uralte Kulturvölker nach der europäischen Kultur. Selbst da, wo sie nicht wollen, fallen sie ihr dennoch anheim. In einer solchen Stunde müssen wir und ganz Europa fragen: Erkennt das Christentum die Bedeutung einer solchen Schicksalswende?

Erkannt und ausgenützt wird die neue Lage durch den Vorkämpfer der Gottlosenbewegung, Sowjetrußland. Verbündet mit sämtlichen Freidenkerbewegungen auf der ganzen Welt sucht es allüberall eben jene Kultur zu vernichten, die wir soeben als die schönste Blüte des Abendlandes gepriesen haben. Indem es, dem Beispiele der europäischen Kolonialmächte folgend, einzig mit Technik und Wirtschaft vorgeht, bringt es die farbigen Völker sogar noch um das letzte Erbe aus dem religiösen Urstand der Menschheit, das sich auch in den verzerrtesten Formen d-s Götzendienstes noch erhalten hat. Es tötet die Seele, indem es Persönlichkeit und Familie vernichtet und die Werte des Volkstums rücksichtslos zur Propaganda von Kräften entsaltet, die im Grunde jedes Volkstum zerfetzen. Hand in Hand arbeitet hier die russische Gottlosenbewegung mit europäischer Freigeisterei, mit jenen Parasiten der christlichen Kultur, die bis auf den heutigen Tag von den Werten leben, die sie zerfressen, die nicht in einem Besitze wurzeln, sondern in reiner Negation und Opposition. Wir denken hier nicht an jene Freidenker, die immerhin noch irgendwelche rein menschlichen Ideale hochhalten, sondern an jene Massenbewegungen, in denen der Haß der Rädelsführer mit der Korruption der Demagogie wetteifert. Wir denken auch an jene vornehme Rotte Korahs, die ganz genau weiß, daß sie hinter den Masken einer erheuchelten Humanität das Raubtiergebiß rücksichtsloser Erwerbstriebe verbirgt und die die Kirche der Verwandtschaft mit dem Kapitalismus verdächtigt, um die eigene unlautere Verstippung von Ideal und Kriegsrüstungsindustrie zu verdecken. An dieses wirklich faule Europa denken wir, das bis auf den heutigen Tag die farbigen Völker beglückt und eines nach dem andern an den Rand des gleichen Abgrundes bringt, an dem wir selber stehen.

Wie lange will das christliche Europa noch solche Zustände ertragen? Muß es nicht in einem Augenblick wach werden, in dem zur Verantwortung für sich selber auch die Verantwortung für so viele Millionen in allen Erdteilen hinzutritt? Gewiß, es haben immer Gewinnsucht und irdische Interessen den Weg des Missionars bealeitet. Aber das wurde beklagt, das konnte sich in einer immerhin christlichen Atmosphäre doch nicht so auswirken, das fand schließlich auch auf begrenzterem Raume statt. Heute ist es schon so, daß sich

Der Millionenschatz

Der betende Hase — von Hans Baum

Motte verzehrten und so Liebe einbrechen und stehlen, sondern sammelt euch Schätze im Himmel,

Liturgischer Kalender.

Sonntag, 8. Januar. Fest der heiligen Familie. Evangelium: Der zwölfjährige Jesus im Tempel, Luk. 2, 42—52. (Siehe Schott: Das Meßbuch der hl. Kirche, 34. u. folg. Aufl. S. 85; Schott: Sonntagsmeßbuch, 2. Aufl. S. 72; Volksschott, 4. Aufl. S. 116.)

Fest der heiligen Familie.

Epistel (Col. 3, 12—17).

Brüder! Ziehet an als Auserwählte Gottes, als Heilige und Geliebte mitleidiges Erbarmen, Güte, Demut, Bescheidenheit, Geduld. Ertraget einander und verzeiht euch, wenn einer sich über den andern zu beklagen hat. Wie der Herr euch vergeben, so sollt auch ihr tun. Vor allem aber habt die Liebe, die das Band der Vollkommenheit ausmacht. Der Friede Christi frohlocke in euren Herzen; denn dazu seid ihr ja als ein Leib berufen. Zeigt euch dankbar. Das Wort Christi beseele euch gänzlich in aller Weisheit. Unterrichtet und mahnet einander mit Psalmen, Lobliedern und geistlichen Gesängen; preiset Gott in dankbarem Herzen. Alles, was ihr tut in Wort oder Tat, tut alles im Namen des Herrn Jesus Christus und danket Gott dem Vater durch ihn.

Evangelium (Luc. 2, 42—52).

Als Jesus zwölf Jahre alt war, reisten sie (Joseph und Maria) der Gewohnheit gemäß nach Jerusalem zum Osterfest. Am Ende der Festtage kehrten sie wieder heim. Der Knabe Jesus aber blieb in Jerusalem, ohne daß seine Eltern es bemerkten. In der Meinung, er sei bei den Reisegefährten, gingen sie eine Tagreise weiter und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Da sie ihn aber nicht fanden, kehrten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn dort. Nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel. Er saß mitten unter den Lehrern. hörte ihnen zu und fragte sie. Alle, die ihn hörten, staunten über sein Verständnis und seine Antworten. Als sie ihn sahen, verwunderten sie sich. Seine Mutter aber sprach zu ihm: Kind, warum hast du uns das getan? Sieh, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. Er antwortete ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wußte: ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist? Sie aber verstanden nicht, was er damit sagen wollte. Dann zog er mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war ihnen untertan. Seine Mutter bewahrte all das in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

---

die europäische Oeffentlichkeit über die kulturwidrigen Kirchenverfolgungen in Rußland und Mexiko kaum noch aufregt, und wie sollte sie auch, wo sie im eigenen Bereich alles zuläßt, was auch uns eines Tages in gleiche Verfolgungen verstricken kann. Der Tag der Erscheinung des Herrn, sollte er unser Gewissen nicht aufrütteln? Man sagt, es wäre wieder eine ideale Jugend da; wird sie sich nicht mit dieser Frage eingehender beschäftigen müssen? Für wie viele Ideen hat diese Jugend sich in den letzten Jahren begeistern lassen! In wie vielen Massenbewegungen ist sie mitgelaufen und mitmarschiert! Dem ersten besten Stern ist sie zugeeilt, der über der Wüste ihrer Verzweiflung aufstieg. Wird sie nicht noch einmal gläubig emporschauen und den Stern finden, den der Gott-König gesandt hat? Sage nicht, wir könnten im Augenblick für die Ausbreitung des Christentums und für die Rettung der fatbigen Völker wenig tun, denn wir müßten erst wieder unsere Wirtschaft in Gang bringen und für das tägliche Brot sorgen. Nun, dann gebt wenigstens das Geld für die größte Idee der Kultur aus, das ihr bis jetzt in schwindelhohen Millionenziffern für Giftgase, für politische Verhetzung, für Völkerhaß und Völkermord ausgegeben habt! Ausgaben für ein Reich, das ewig sein wird, und für Kulturen, die in sich das Geheimnis des Lebens tragen, werden auch schon wirtschaftlich betrachtet sich besser rentieren als Kapitalanlagen, die mit der Zerstörung, der sie dienen, ihren eigenen Kredit untergraben. Liest man nur von den Fortschritten, die der Bolschewismus in China gemacht hat, wo er am Ende schon an die achtzig Millionen Chinesen beherrscht, muß man sich da nicht aus der bedrückten Seele die bange Frage melden: Soll denn das alles, was Jahrhunderte christlicher Mission in der Welt geschaffen haben, von einer einzigen furchtbaren Sturzflut vernichtet werden? Wie aber sollen wir es hindern, wenn nicht Europa wieder zu dem christlichen Bewußtsein seiner Väter erwacht, wenn es nicht jeden Pakt mit den Feinden Gottes, der seine höchste Idee und damit seine wesenhafte Existenz bedroht, mit Entrüstung von sich weist und jede Versuchung abwehrt, die es verlockt, das Recht seiner Erstgeburt um das Linsenmus vergänglicher wirtschaftlicher oder politischer Vorteile zu verkaufen?

Die Vorsehung, die die Geschichte lenkt, und die in solchen schweren Notzeiten das gläubigen Gemütes wunderbarer Trost ist, hat eine neue „Fülle der Zeiten" reifen lassen. Sie ist das Angebot einer großen Gnade und die Mahnung an eine ernste Verantwortung. Möge das Heilige Jahr 1933, wie es in den Jubeljahren des Alten Testamentes schon der Fall war, alle Schuld und alles Unrecht wieder in Ordnung bringen, und mögen die Gebete der Waller und Büßer uns jenes einzige Geschenk vom Himmel erflehen, daß wir treu bleiben dem Stern der Weisen, der der Stern unseres Schicksals ist, und daß wir in dieser Treue den heiligen Bund erneuern, den Gott mit seinem Volke geschlossen hat.

Die geheimnisvolle Fahrt der dreizehn Tage.

Von Leo Weismantel.

Als die heiligen drei Könige, ein jeder für sich, mit großer Herrlichkeit zu ihren Zügen sich gerüstet hatten, brachen sie auf, jeder aus seinem Lande, und ihre Sehnsucht, den Christ zu suchen und zu finden, war so groß, daß keiner in dieser Hast des Aufbruches auf den anderen wartete oder dem anderen auch nur einen Boten schickte. So glaubten sie am Endziel sich zu treffen, doch keiner wußte um den Zug und die Straße des anderen

Der Stern ging vor ihnen allen her, als wären es drei Sterne; denn wo einer der Züge wanderte, da wanderte auch der Stern, wo aber ein Zug hielt, da hielt auch der Stern wie ein getreuer Führer, der wartet, bis die, die er führen will, ihm wieder folgen.

Aber auch in der Nacht schien der Stern; er leuchtete durch die Finsternis nicht wie der Mond, sondern wie die Sonne, und wohin er zog, da war es, als schritte der Tag mitten durch die Nacht.

Weil in jener Zeit in aller Welt Friede war, hatten die Städte auch zur Nachtzeit ihre Tore offen, und die Karawanen der drei Könige zogen ohne Unterlaß und wußten nicht um Abend und wußten nicht um den Morgen.

Wo einer dieser Züge durch eine Stadt kam, mitten in der Nacht, da wurde es vom Leuchten des Sternes Tag, die Menschen wachten in den Häusern auf vom Hufschlag der Tiere und von dem Licht, das in ihre nächtliche Kammer brach, — sie erschraken, eilten aus ihren Gemächern, — sie wußten nicht, was ihnen sei: hatten sie in den Tag geschlafen? Noch trunken von der Mattigkeit standen sie an den Türen und sahen wie ein Wunder den phantastischen, prunkvollen Zug der Kamele und Rosse und Maultiere, sahen einen König, der in Inbrunst versunken auf einem der Tiere saß und betend zum Himmel aufschaute oder reitend Hymnen sang, sahen den Glanz und den Reichtum wie eine Märe vorüberziehen, — sahen, wie all dies in die Nacht versank, nur noch ein fernes Glühen dahinzog und in der Ferne erlosch wie ein Licht, das fortgetragen wird, — und standen dann wieder in den nächtlichen Gassen ihrer Stadt und unter den Türen ihrer Häuser, nur mit einem Hemd bekleidet, — daß der Schrecken über sie kam. — Hatten sie nur einen seltsamen Alptraum gehabt? Waren sie allesamt wie Schlafwandler oder Irrsinnige?

Sie gingen zurück in die Häuser und lagen in Aengsten auf ihren Betten, zündeten Lichter an, damit sie nicht allein seien, und warteten auf den Tag.

Dann im Grauen des Morgens gingen sie wieder auf die Straße — sahen die Fußtapfen und die Hufschläge der Tiere im Sand, — frugen sich, was das alles wohl bedeuten solle. und schlossen von Grauen überwältigt die Tore der Stadt am hellichten Tag.

Die drei Könige Kaspar, Melchior und Balthasar ritten so durch Länder und Städte, und obwohl viele Sümpfe und Wildnisse waren, stehende Wasser mit unheimlichen Tieren, so gingen die Züge auf gebahnten Wegen hinter dem Stern, und keiner der Diener versank, und keinem einzigen Maultier wurde ein Schaden.

Sie zogen in geisterhaft klarem Licht, als wären sie selbst in eine Lichtkugel eingefangen, die über die Erde dahinschwebe, sie rasteten nicht, sie schliefen nicht, sie aßen nicht, sie tranken nicht, sie kamen auch in keine Herberge, weder sie selbst noch ihr Gesinde, ihr Vieh, ihre Kamele, ihre Maultiere und ihre Pferde, dreizehn Tage und dreizehn Nächte, und alles war ihnen wie ein einziger Tag.

Am dreizehnten Tag stieg aus den Tälern ein Nebel auf. Der Nebel drang in das Licht, in dem die Könige zogen. Der Stern entschwand. Der Nebel war so dicht um sie, daß sie den Stern nicht mehr sahen. Sie waren im Schein des Lichtes geritten auf fremden Pfaden, ohne sie zu kennen, durch Sümpfe und tausend Gefährnisse, ohne einen Schaden zu nehmen. Jetzt kam die Sorge und die Angst über sie, in dieser Nacht des Nebels auch nur einen Schritt zu wagen. Sie legten sich zum ersten Mal zur Ruhe nieder.

In dieser Nacht lagerte der König Melchior, ohne daß er es wußte, an dem Berg Kalvaria, wo nachmals unser Herr Jesus Christus ist gemartert worden.

Um dieselbe Stunde lagerte der König Balthasar von Saba und Godolien, der mit seinem Gesinde eines anderen Wegs gekommen war, am Oelberg bei dem Dörfchen Galiläa, das oft im Evangelium genannt wird, weil dort der Herr seinen Jüngern nach dem Tode mehrmals erschienen ist. Noch ist auch ein anderes Galiläa bekannt, — das ist ein Land und liegt drei Tagereisen von Jerusalem.

Indes kam auch der König Kaspar von Tharsis mit seinem Volk auf einer dritten Straße und lagerte an dem Berge Kalvaria.

Als dann am Morgen die Sonne aufging, wich der Nebel. Licht weckte die schlafenden Heere; die sprangen auf und sahen vor sich im Tag die leuchtende Stadt Jerusalem. Ein jedes der drei Heere gewahrte in freudigem Erschrecken zwei andere Heere, sodaß das Heergesinde der drei Könige sich mischte. Sie frugen sich gegenseitig nach der Ursache der Fahrt ihrer Herren, da wurden sie des Gemeinsamen ihrer Fahrt gewahr, die drei Könige ritten zusammen mit Tränen in den Augen, sie schworen sich, nur um so heißer und heißer gemeinsam zu suchen.

So ritten sie gegen Jerusalem.

Als sie der Stadt nahe waren, freuten sie sich und hofften, sie fänden den neuen König der Juden in der Hauptadt des Landes. Ihr Gesinde war so zahlreich, daß ein Teil vor der Stadt lagern mußte; der König Herodes und die ganze Stadt Jerusalem erschraken, als sie am Morgen beim Erwachen dieser Heere gewahr wurden, die vor der Stadt lagerten, als wollten sie die Stadt belagern, — ein anderer Heerhaufen aber gegen die Tore heranzog. und keiner wußte, wie diese Heere über Nacht ins Land gekommen waren. Doch als sie dann aus eilenden Boten Klarheit über die fremden Heere erhielten und über das, was sie suchten, erschraken sie noch mehr, weil diese fremden Könige nach dem „neugeborenen König der Juden" frugen; da doch keiner in Jerusalem von einer solchen Geburt etwas wußte, so fürchteten Herodes und die Stadt Krieg und Zerstörung.

König Herodes ließ die fremden Könige zu seinem Hof entbieten. Die Könige sagten ihm: „Wir haben im Morgenlande den Stern des neugeborenen Königs gesehen und sind gekommen, ihm unsere Gaben darzubieten und ihn anzubeten!"

König Herodes schickte in die Stadt nach den Aeltesten und Weisesten, sie zu befragen, wo der Heiland nach den Weissagungen der Schrift solle geboren werden.

Da sagten die Schriftgelehrten: „Zu Bethlehem im Lande Juda; denn der Prophet hat so verkündet: „O Bethlehem, im Lande Juda, du bist nicht die bedeutungslosete unter den Städten Judas: denn aus dir wird Er geboren werden, der Mein Volk regieren soll."

Jetzt rief Herodes die Könige heimlich beiseite und frug sie nach der Stunde, in der ihnen der Stern erschienen sei, er sagte ihnen auch, was er durch die Schriftgelehrten von Bethlehem und über die Auslegung der Schrift erfahren habe.

Da verließen die Könige die Stadt Jerusalem; — kaum hatten sie die Stadt verlassen, sahen sie auch den Stern wieder, er zog wieder vor ihnen her, hin gegen Bethlehem. Dort stand er in den Lüften still — stand über dem Stall der heiligen Wunder.

„Bitte um Vergebung, Herr Rittmeister, unsere Dragoner gaben das Unterste zu oberst gekehrt.„

„Haben unsere Mannschaften in Erfahrung gebracht, welcher Nationalität die Besitzer der fünf umliegenden Farmen angehören?"

„Ja. Herr Rittmeister! Vier derselben sind Eigentum von Schurken, die zu der Armee der Aufständigen gestoßen sind. Wir fanden daselbst nur Frauen und Kinder."

„Und die Hausuchungen?"

„Nehmen ihren Fortgang."

„Schön. Du sorgst mir dafür, daß jedes Haus, in dem Waffen oder Munition gefunden wird, in Flammen aufgeht."

„Und wenn wir nichts finden?" fragte der Sergeant boshaft und zwinkerte mit dem Auge.

„Pah, so geht es gerade so! Wir müssen den Leuten auf dem Kopje begreiflich machen, daß die Gegend auch nach dieser Richtung hin gut besetzt ist! Was ich fragen wollte. Wie steht es mit der Farm hier nebenan?"

„O, Herr Rittmeister! Die gehört einem Manne mit Namen James Bridge. Er ist aus Sussex zu Hause, gerade wie ich. Er ist unserer Königin treu ergeben; ihn haben wir nicht beunruhigt."

„Es ist gut Kil! Jetzt gleich gehst Du hinüber zu dem James Bridge und kündigst ihm den Besuch an von Sir Austin William Bolton, Rittmeister bei den Garde-Dragonern."

Sergeant Kil verließ das Zimmer, kam indessen gleich darauf wieder herein.

„Ein Landsmann James Bridge und die drei Engländer, die augenblicklich bei ihm wohnen, lassen den Herrn Rittmeister um eine Unterredung bitten."

„Laß eintreten!"

Der Sergeant verschwand, um kurze Zeit nachher in Begleitung von James Bridge und seiner drei Mieter wieder zu erscheinen.

Die vier letzteren grüßten höflich.

„Ah, Sirs! Sie kommen meinen Wünschen zuvor. Gerade hatte ich Ordre gegeben, Ihnen meinen Besuch anzukündigen!" sagte Bolton, sich erhebend.

„Ich danke dem Herrn Rittmeister für die Ehre, die er einem Landsmann erweist!

„Treten Sie näher, Master Bridge; ich habe günstiges über Sie gehört! Es heißt, Sie seien ein treuer englischer Untertan."

„Ich rechne es mir zur Ehre, Sir."

„Diese Gentlemen logieren wohl bei Ihnen?"

„Ja, Herr Rittmeister."

„Ebenfalls Engländer?"

„Durch und durch Engländer! Sie sind Goldsucher für Rechnung einer Londoner Gesellschaft."

Jim und Joe traten vor und nannten ihren Namen.

Seit ihrem Mißgeschick bei der Bank Kirkwael & Co. in Melbourne und ihrem Entweichen aus dem australischen Bagno waren so viele Jahre verflossen und wem würde wohl das vor zwölf Jahren am Starstrom in Szene gegangene Drama zu Ohren gekommen sein! So dachten die Banditen und sie hatten es für überflüssig erachtet, ihren wahren Namen vor James Bridge geheim zu halten. Sie stellten sich also auch unter diesem Namen dem Rittmeister Bolton vor.

Nur Herr de Blaisois hatte es für gut befunden, seiner Persönlichkeit einen englischen Anstrich zu geben und sich Harry Smith zu nennen; eine Bezeichnung, die in England ebenso verbreitet ist, wie Durand in Frankreich und Müller in Deutschland.

Unverzüglich wurde Freundschaft geschlossen zwischen den sich bisher Fremden.

Von den Blackbaerns aufgefordert, bot James Bridge dem Rittmeister Gastfreundschaft in seinem Hause an was von letzterem bereitwilligst atzeptiert wurde.

Während der ersten allgemeinen Redensarten ging Herr de Blaisois im Zimmer umher und spähte forschend in allen Ecken.

Der offen auf dem Tische stehende Handkoffer, den der Sergeant bei der Haussuchung von von oben mitgebracht hatte, zog ganz besonders seine Aufmerksamkeit an.

Plötzlich leuchtete es auf in seinen Blicken; er neigte sich über den Koffer und betrachtete den Inhalt genau.

„Kil", hatte der Rittmeister gerade gesagt, „ich nehme die Einladung zum Lunch an, die die Gentlemen mir machten. Laß meinen Plaid unverzüglich zu James Bridge bringen."

„Und Ihren Koffer auch," fügte Herr de Blaisois hinzu.

„Den Koffer! O, Herr Smith, mir gehört er nicht! Glauben Sie, ich würde beim Kanonendonner eine blaue Brille mit mir herumschleppen, um meinen Dragonern Disziplin beizubringen?"

„Bitte um Entschuldigung, Herr Rittmeister. Ich hatte weder von Bibel noch Brille etwas bemerkt. Ich glaubte nur, die Toilettengegenstände . . ."

Der Herr Vicomte sagte die Unwahrheit.

Er hatte Bibel und Brille sehr wohl gesehen und sie hatten ihn lebhaft an den Clergymann erinnert, der ihm auf der Ueberfahrt von Newyork nach Havre so sättig gefallen war.

Und da ihm solche Requisiten nicht unbekannt waren, hatte er auch unverzüglich die Haarfärbemittel entdeckt.

Die Sache beschäftigte seine Gedanken in hohem Maße.

In gleichgültigem Tone er fort:

„Daß der Koffer nicht Ihnen gehört, ist mir ein Beweis, daß sich auf dieser Farm Leute aufhalten, die die Koketterie mit der Frömmigkeit zu verbinden verstehen!"

„Pah, die Burenstrauen haben sehr wenig Verständnis für Goldcrem und Toilettenwasser. Die Sächelchen, die Sie da sehen, sind von einem Gentleman vergessen worden, der vor wenigen Minuten erst von hier fortging."

„Wohl ein junger Offizier?"

„Nein, ein Zivilist. ein Herr Clipsom, War-Korrespondent des Neuyork-Herald."

„Und ein Herr, der seinen Kopf aufs Spiel setzt, um Neuigkeiten für seine Zeitung zu sammeln! . . . Sie kennen diesen Journalisten schon lange, Herr Rittmeister?"

„Ich traf ihn in dieser Farm, wo er sich schon vor meiner Ankunft aufhielt."

„Ach, er war schon hier! . . . Schon lange."

„Seit zwei Tagen," beeilte sich eine der Sandmanns Töchter zu antworten.

„Potz Blitz! Ist das ein War-Korrespondent, der es eilig hat! . . . Und er ist abgereist, der verehrte Herr?"

„Ja, in der Absicht, der Einnahme eines Kopje beizuwohnen, das einige Meilen von hier gelegen ist und von einer Bande von Rebellen und Ausländern verteidigt wird. Ich habe ihm ein Empfehlungsschreiben an den Husaren-Oberst mitgegeben. der den Auftrag hat, die Briganten niederzuschießen.."

Dem Herrn Vicomte kam die Sache mehr und mehr seltsam vor.

Ganz unauffällig hatte er sich des Köfferchens bemächtigt und untersuchte es nun von allen Seiten, von außen und von innen.

„Ja, ja!" überlegte er weiter. „Alles bestärkt mich in meinem Argwohn! Das Köfferchen kommt aus Newyork, das beweist der Firmenstempel des Fabrikanten. O, der Schurke! Ich fange an, zu glauben, daß der War-Korrespondent und der Clergymann, der uns auf La Reunion verließ, ein und dieselbe Person sind."

„Master Smith," sagte Rittmeister Bolton, „der Handkoffer scheint Sie mehr als notwendig zu interessieren. Lassen Sie ihn in Ruhe und kommen Sie mit uns zu der Frau Bridge. Die Gentlemen haben uns die Ehre erwiesen, uns zu einem Lunch einzuladen, nach dem ist mich, ich muß es gestehen, aufrichtig sehne."

„Ich stehe zu Diensten, meine Herren!"

Der Vicomte schloß sich seinen Gefährten an; als sie aber im Begriffe standen, in das Haus des englischen Kolonisten einzutreten, blieb er unter irgend einem Vorwande zurück.

Er ging zu dem Serganten Kil, der das Putzen der Pferde überwachte.

„He, Kamerad, Sie sind beschäftigt, wie ich sehe," sagte er.

„Gewiß, heute wie morgen, das bringt der Dienst so mit sich," lautete die Antwort.

„Ich weiß, ich weiß . . aber was ich Ihnen sagen wollte . . meine Freunde können Sie nicht gleichzeitig mit Ihrem Vorgesetzten an ihre Tafel einladen, möchten Sie aber in etwa dafür entschädigen."

Der Vicomte zog ein Goldstück aus der Westentasche und überreichte es dem Sergeanten.

Ohne sich bitten zu lassen, nahm Kil das ihm Gebotene an.

„Danke sehr! Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Mit nichts! Absolut mit nichts, Kamerad. Wenn meine Freunde Ihnen die geringe Gratifikation zukommen lassen, so ist das nicht, um von Ihnen einen Gegendienst zu beanspruchen! . . . Wie heißen Sie, Sergeant?"

„Kil, Ihnen zu dienen."

„Nun denn, Sergeant Kil, ich bin neugierig."

„Das ist kein Unrecht!"

„Ich möchte, daß Sie mir das Zimmer zeigten, in dem Sie das Handköfferchen des Journalisten fanden."

„Mit Vergnügen, Herr Smith, folgen Sie mir."

Kil schritt voraus und führte den Vicomte in den von Simpson bewohnt gewesenen kleinen Raum.

Soldaten hatten darin gehaust. In größter Unordnung lagen Bettzeug und aufgeschlitzte Matratzen am Boden. Der Vicomte warf einen flüchtigen Blick um sich her. In der Ecke des Zimmers lagen ein paar Lederstulpen. eine grünsamte Hose und ein Rock aus grobem Wollstoff.

Er griff nach den Sachen, um sie alsbald mit der Bemerkung „wie schmutzig" wieder fallen zu lassen.

„Das ist bei den Buren nie anders. Die Leute haben keine Ahnung von Ordnung und Reinlichkeit."

„Das weiß ich! Ich hatte gedacht, in dem Zimmer eines Reporters etwas anderes zu finden. Lassen Sie uns hinuntergehen, Kil, meine Neugier ist befriedigt."

Aber der Vicomte de Blaisois war nicht so enttäuscht, wie er sich den Anschein gab.

Er hatte die gefundenen Kleider wiedererkannt.

Diese Kleider hatte er von einer Art Ackerknecht tragen gesehen, dem er in der letzten Zeit mehrfach begegnet war.

Und er erinnerte sich, daß diese Begegnungen eigentlich zu häufig gewesen waren, als daß sie zufällig hätten sein können.

Wie, wenn der anscheinende Knecht sie gesucht hätte?

Nachdem er sich von dem Sergeanten verabschiedet hatte, begab er sich in das große Gelaß im Erdgeschosse, wo die jungen Mädchen sich bemühten, den aufgeregten Großvater zu beruhigen.

Herr de Blaisois grüßte.

„Fräulein Sandmann," sagte er. „Rittmeister Bolton bedarf eines wegeskundigen Führers, um ein Detachement in den Westen zu entsenden. Könnten Sie mir eine Person nennen, die die Aufgabe übernehmen könnte?"

„Nein, Herr Smith."

„Einen Ihrer Knechte vielleicht?"

„Wir haben keine Knechte mehr."

„Bitte um Vergebung, Fräulein. Da ist doch der junge Mann mit dem grünen und braunen Anzuge, den ich verschiedentlich auf ihren Grundstücken sah."

„Er ist seit drei Tagen fort."

„Dann entschuldigen Sie. Ich werde es dem Herrn Rittmeister mitteilen."

Der Vicomte zog sich zurück.

„Seit drei Tagen fort! . . . Das ist eine gute Geschichte; denn heute morgen noch sah ich den Burschen wie er uns auflauerte. Es unterliegt keinem Zweifel mehr: der Mann, der vor kurzem dies Haus als War-Korrespondent verließ, hat die Gegend schon tagelang als Ackerknecht durchstreift! Aber was tat er hier? Das möchte ich wissen! . . Dummköpfe, die wir waren! Wir glaubten die kleine Josselin in unseren Schlingen zu fangen und nun müssen wir erfahren, daß sie uns hat überwachen, vielleicht schon von Newyork aus hat überwachen lassen. Wir haben es mit mächtigen Gegnern zu tun! Joe Blackbaern wird vor Wut schäumen! . . ."

*

Eine Stunde später schnarchte der Rittmeister Bolton, daß man ihn im benachbarten Zimmer hörte.

„Laßt uns aufbrechen!" sagte der Vicomte.

Die drei Banditen riefen Morgenstern herzu und verließen das Haus.

Joe Blackbaern und Herr de Blaisois hatten zu lange in Australien und auf den südafrikanischen Goldfeldern gelebt, als daß eine nächtliche Expedition, wie die soeben beschlossene, ihnen hätte Schrecken einflößen können.

Sie krochen durch mannshohes Gras, richteten sich zu voller Höhe auf, um bewaldete Stellen zu passieren, schlichen eilends aber voller geräuschlos weiter und erreichten auf diese Weise bald das Kopje, dessen Lage ihnen der schwatzhafte Sir Austin Bolton ahnungslos verraten hatte.

Uebrigens würden auch schon die auf der Spitze des Hügels angezündeten Wachtfeuer der Burghers ihnen den Weg hinlänglich gekennzeichnet haben.

Nach zweistündigem Marsche waren sie am Ziele.

„Sollen wir noch weiter vorgehen?" fragte Joe Blackbaern.

Lebhaft legte Herr de Blaisois ihm die Hand auf dem Mund und zog ihn zurück in ein dichtes Aloe-Gestrüpp.

Es war die höchste Zeit; denn ganz in der Nähe wurden die Schattenrisse mehrerer mächtiger Gestalten sichtbar.

Es waren Reiter, die im Schritt schweigend vor überritten. Es verflossen einige Minuten; dann kamen neue Schatten, und wieder neue.

Der Vicomte unterdrückte einen Fluch!

„Bomben-Element! Hier haben wir wieder das Nachsehen! Die ganze Besatzung des Kopje macht sich ohne Sang und Klang aus dem Staube!" hauchte er Joe Blackbaerns ins Ohr.

Van Berkel mit Master Donegal und Fräulein Josselin waren die letzten.

Einen letzten Blick warf der Befehlshaber auf die Stellung, die er aufgab, schürte ein letztes Mal die Feuer, schaute ironisch lächelnd zu den Engländern hinüber und gab das Zeichen zum Aufbruche.

Er ritt voraus.

Master Donegal und Fräulein Josselin folgten.

„Nicht ein Wort! Schritt reiten!" hatte van Berkel befohlen.

Eine halbe Stunde lang ritten sie so dahin.

Plötzlich hielt van Berkel an, stieg ab, legte das Ohr auf den Boden und horchte.

Hatte er, der gewohnt war, auf das geringste Geräusch zu achten, Außergewöhnliches vernommen?

Das mußte nicht sein, denn er stieg wieder zu Pferde.

MFA Mikrofilmarchiv der deutschsprachigen Presse e.V.

Der Millionenschatz.

Roman von Charles Solo.

Autorisierte Uebersetzung von F. von Barmen.

(Nachdruck verboten.)

17)

„Hier, nehmen Sie Ihre Papiere zurück. Der englische Gesandte der Vereinigten Staaten bittet jeden englischen Offizier, Ihnen, soweit der Dienst es gestattet, bei Ihrer Aufgabe behilflich zu sein. Ich bin bereit, der Empfehlung nachzukommen. Bitte, mir anzugeben, worin ich Ihnen dienlich sein kann, Herr Clipsom."

Simpson verneigte sich.

„Sir, ich bin erst seit einigen Tagen in Transvaal; denn meine Mission ist es, den Kriegsoperationen im Norden und Osten, wohin meine Kollegen noch nicht vorgedrungen sind, zu beobachten."

„Sie sind in der Tat der erste Journalist, dem ich in dieser Gegend begegne."

„Es liegt in meiner Absicht, das Land bis an die Grenzen des Oranje-Staates zu bereisen. Welchen Weg könnten Sie mir dazu anraten?"

„Hm! Hm! Sie stellen mir da eine Frage, Herr Kriegskorrespondent, deren Beantwortung nicht leicht ist! Das Land ist mit Briganten übersäet, denen wir nachsehen. Fürchten Sie denn nicht, in deren Hände zu fallen?"

„Ich gehöre einer neutralen Nation an und bin durchaus nicht kriegerisch gesinnt, Sir."

„Denken Sie sich, Herr Clipsom, es ist uns gelungen, auf einem sechs Meilen von hier entfernten Kopje ein, wie es heißt, mehr als dreihundert Mann starkes Kommando, das bestimmt war, unter Dewet einen Einfall in das Natalgebiet mitzumachen, zu umzingeln. Der Chef dieses Kommandos ist ein gewisser van Berkel, ein ehemaliger Metzgermeister aus Pretoria, ein entsetzlicher Bandit, der uns unausgesetzt ernstliche Schlappen verursacht hat! Er ist unglaublich verwegen. Noch vorgestern hat er das Hauptquartier von Nordenspruit angegriffen, den Lagerpark eingeäschert, einen unserer besten Offiziere getötet und uns eine junge Französin, die der Sergeant Bethie in Drinkfontaine aufgegabelt hatte, vor der Nase weggeschnappt."

„In der Tat, das war ein unglaublich verwegener Streich."

„Um so unglaublicher, als das Kommando, das von der Garnison des Hauptquartiers und einer starken Patrouille australischer Volontaire eingeschlossen wurde, entkommen ist, indem es die letzteren bis auf vierzig Mann niederschoß. — Dieses Vorfalles brauchen Sie in Ihrem Bericht an Ihr Blatt nicht zu erwähnen, Herr Clipsom."

„O, seien Sie unbesorgt. Davon spreche ich nicht!"

Sir Austin William Bolton lächelte boshaft.

„Sie kennen Ihr Handwerk," sagte er.

„Unsere Leser haben das Recht, gerade so viel zu erfahren, als wir ihnen mitteilen wollen!... Um aber noch einmal auf diese Hämmel, das heißt, auf das van Berkelsche Kommando zurückzukommen..."

„O, das hat bald ausgespielt. Mag dieser van Berkel auch seine ganze Kunst an Schlauheit und Strategie aufbieten, seit er in Nordenspruit eingefallen ist, hilft ihm alles nicht mehr. Jetzt ist er auf seinem Kopje gefangen und an ein Entkommen ist für ihn nicht mehr zu denken. Die Truppen, die ihn einschließen, warten nur noch auf Artillerie und morgen, ehe es Mittag wird, sitzen die Banditen hinter Schloß und Riegel..."

„So liegt Ihnen sehr viel an dieser Gefangennahme?"

„Ungeheuer viel!... Wir wollen endlich einmal ein Ende machen mit diesen Ausländern, die in den Burenkommandos überwiegen. Eine Lektion wollen wir ihnen geben, an die sie sich erinnern werden."

„So? Van Berkel hat Ausländer bei seiner Schar?"

„Gewiß... Da nennt man vor allem einen französischen Gentleman, einen ehemaligen Offizier bei den Chasseurs d'Afrique. Die Galgenstricke haben uns manche Schüssel Linsen in die Asche geschüttet! Das ist aber bei weitem nicht alles, es ist auch eine junge Dame bei ihnen, von der ich soeben schon sprach."

„Weiß man, wer die Französin sind?"

„Das könnte ich Ihnen nicht ganz genau sagen. Ich weiß nur, daß die junge Dame eine ganze Menge schöner Benennungen führt. Bald heißt sie Fräulein Elke, bald Fräulein Jezette und bald wieder Fräulein. Sie soll irgendwo in Transvaalande ein ganz ungeheures Vermögen besitzen; indessen, unter uns gesagt, daran glaube ich nicht."

„Das andere haben Sie von glaubwürdiger Seite, Herr Rittmeister?"

„O, ich hörte es von einem Buren, der zu dem van Berkelschen Kommando gehörte und uns in die Hände fiel! Sie wissen, die Leute hierzulande sind naiv genug, alles zu glauben, was man ihnen aufbindet."

„Das muß ich auch gestehen. Was Verstand betrifft, so gehören die Buren nicht eben zu der bestituiertesten Klasse! Was ich fragen wollte, was gedenken Sie zu tun mit der Besatzung des Kopje, wenn dieselbe erwischt ist?"

„Das steht fest, als handele es sich um die Austeilung von Kommisbrot; den Schuldigsten wird das Lebenslicht ausgeblasen, die anderen werden deportiert."

„Und was die Ausländer betrifft?"

„Ein Aufenthalt auf Zeylon oder St. Helena könnte ihnen nicht schaden."

„Von der Pariserin sagen Sie nicht?"

„O, deren Los ist gesichert. Die hat der Major Threepence reklamiert; die werden wir dem zuschicken mit der Anweisung, ihr den Hausschlüssel nicht gar zu nahe zu hängen."

„Das ist vorsichtig! Wann soll das Kopje gestürmt werden?"

„Ich sagte Ihnen schon, morgen vor Tagesanbruch, sobald wir über die notwendige Artillerie verfügen."

„Dem Schauspiele möchte ich beiwohnen!"

„Bolton breitete eine Generalstabskarte auf dem Tische aus und entwickelte in einigen Worten, wie gegen das van Berkelsche Kommando vorgegangen werden sollte.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit folgte der Detektiv der Erklärung.

„Hier links, in diesem Eckchen, sind zwei Detachements australischer Volontäre aufgestellt, die nichts sehnlicher wünschen, als Rache zu nehmen für die Nordenspruit-Affäre. An den mit Rotstift bezeichneten Stellen hat das 7. Husarenregiment Aufstellung genommen, und hier, wo ich den Finger hinlege, kommt die Artillerie zu stehen." Noch einmal warf Simpson einen Blick auf die Karte. So viel in seiner Macht stand, suchte er die angegebenen strategischen Punkte seinem Gedächtnisse fest einzuprägen. „Was sehe ich denn da!" sagte er plötzlich, „nördlich vom Kopje, das heißt nach unserer Seite hin, besteht die Einschließungslinie nicht?"

Rittmeister Austin William Balton räusperte sich:

„Wir besitzen hier in der Gegend nicht Mannschaften genug, um diese Seite zu besetzen. Aber ich bin da, ich, mit meinen Dragonern. Und ich übernehme es schon, den Banditen den Weg zu versperren, wenn sie in der Richtung auf mich zu zum Rückzug bliesen."

„Ja, das würde Ihnen auf jeden Fall gelingen."

„Ohne den geringsten Zweifel."

Simpson reichte dem Rittmeister die Hand.

„Auf Wiedersehen, Sir Balton," sagte er.

„Wie, Sie gehen?"

„Ich möchte der Geschichte beiwohnen und mir einen Platz in den ersten Reihen sichern."

„Es könnte gefährlich werden!"

„Pah, gefährlich! Ich kenne keine Gefahr und fürchte mich nicht!... Was meinen Sie dazu, Rittmeister, wenn ich dem Husaren-Obersten, der auf der anderen Seite des Kopje liegt, meine Aufwartung machen ginge?"

„Prachtidee, das!"

„Wie nannten Sie ihn doch, diesen Oberst?"

„Tom Sander."

„Das trifft sich glücklich! Ich werde mich vorstellen, als von Ihnen geschickt."

„Meinetwegen! Ich will Ihnen sogar ein Empfehlungsschreiben mitgeben, wenn Sie es wünschen."

„Ich wagte nicht, Sie darum zu bitten."

„Bah!... Wir sind Offiziere, Sie sind Journalist. In dieser Welt muß einer dem andern helfen."

Bolton zog eine Visitenkarte aus seinem Portefeuille, warf einige Zeilen darauf und überreichte sie dem Detektiv.

„Sie dürfen versichert sein, gut aufgenommen zu werden, aller gegenteiligen Orders unserer Chefs zum Trotze."

„Auf Wiedersehen, Herr Rittmeister."

„Die Sonne geht unter am Horizont. In einer Stunde ist es dunkel wie in einer Burenseele! Fürchten Sie sich nicht, sich in die Finsternis hinauszuwagen?"

„O, ich werde schon fertig werden."

„Wissen Sie! Ich könnte es ja übernehmen, Ihnen Ihren Weg zu erleuchten. Die Kabuse, in der wir uns befinden, wäre eine ganz vorzügliche Fackel."

„Danke für die gute Absicht. Das werden Sie indessen nicht tun!"

„Und warum sollte ich auf Althergebrachtes verzichten, Herr Clipsom?"

„Weil der Wind in der Richtung auf die nächste Farm zu bläst, die dann auch abbrennen würde."

„Um so besser für Sie! Zwei Fackeln leuchten mehr als eine."

„Ohne Zweifel!... Nur ist die eine dieser Fackeln Eigentum eines guten Engländers, eines treuen Untertanen Ihrer Majestät, der in diesem Augenblicke andern nicht weniger königlich gesinnten Engländern Gastfreundschaft leistet."

„Sieh da! Sie erzählen mir ganz Neues."

„Das ist die reine Wahrheit, Herr Rittmeister."

„Ich werde unverzüglich Erkundigungen einziehen. Gute Reise und Glück auf den Weg, Herr Clipsom."

„Viel Vergnügen, Herr Bolton!"

„Wird mir nicht fehlen!..."

Die beiden Männer schüttelten sich die Hand und Simpson hängte eine Pappschachtel im Riemen über die Schulter, setzte seinen breitkrämpigen Hut in den Nacken und wandte sich dem Stalle zu, in welchem sich das Pferd befand, das er in Lorenzo-Marquez zur Verfolgung der Blackbaerns gekauft hatte.

Eine zeitlang ritt er dahin, als beabsichtige er die Huaren in ihrer Stellung aufzusuchen.

Als er jedoch etwa einen halben Kilometer von der Farm entfernt war, wandte er sich nach links, ritt einen Kloof hinauf und kam in die Gegend, von der er nach den Mitteilungen Boltons wußte, daß sie von englischen Truppen ganz frei war.

Ueberzeugt durch niemanden geniert zu werden, ließ er sein Pferd einen leichten Galopp anschlagen.

Der Tag ging zu Ende.

An einer Wegbiegung gewahrte er vor sich in einer Entfernung von ungefähr einer Meile einen kleinen Hügel.

Er bewaffnete sich mit seinem Fernglase und beobachtete die Spitze des Kopje.

Trotz des Abendnebels unterschied er sich hin und her bewegende menschliche Gestalten.

„Gut!" dachte er. „Ich bin nicht fehl geritten! Das ist der Berg, auf dem ich die kleine Miß und Master Donegal finden werde."

Um Mißverständnisse zu verhüten, die unliebsame Folgen für ihn hätten herbeiführen können, ließ Simpson sein Pferd Schritt gehen, nahm die unschuldigste Haltung an, die ihm zu Gebote stand und setzte seinen Weg fort.

Eine Viertelstunde später war er gefaßt, gebunden und vor van Berkel geführt.

So lautete der Bericht des Detektivs Simpson über seine Erlebnisse von dem Tage an, da er auf der Reede von Neuyork seine Auftraggeber an Bord der Florida zurückließ.

Ohne Unterbrechung und ohne sich seiner Erfolge zu rühmen, hatte er gesprochen.

Alle hatten ihm mit der größten Aufmerksamkeit zugehört.

„Und das ist alles, was Sie wissen?" fragte Master Donegal, als er geendet hatte.

„Das ist alles."

„Sie haben gut gearbeitet, Simpson. Ich werde Ihnen einen Scheck, den Rest Ihrer Prämie anweisen."

Aber Simpson irrte sich, als er behauptete, es sei ihm nichts entgangen von Blackbaerns Machinationen.

Von den Ereignissen, die nach seinem Fortreiten in der Farm Sandmann vor sich gegangen waren, konnte er natürlicherweise nichts wissen.

Und doch waren diese Ereignisse von unberechenbarem Einflusse auf das Geschick der Franzosen.

VII.

Nachdem der angebliche War-Korrespondent das Haus verlassen hatte, machte Rittmeister Bolton es sich von neuem bequem in Großvaters Lehnstuhl. Er legte die Füße auf die Umzäunung des Kamins und befahl einem der jungen Mädchen, das Feuer zu schüren.

Gerade betrat der Sergeant, der die vorgeschriebene Haussuchung geleitet hatte, das Zimmer wieder.

„Nun?" fragte Bolton.

„Nichts zu haben, Herr Rittmeister; die Bauern hier sind die wahren Mäßigkeitsapostel: kein Krug Bier, nicht eine Flasche Wisky ist zu finden."

„Ach, die Hallunken! Wollen die denn einen ehrbaren Offizier vor Durst umkommen lassen. Du hast wohl nicht recht gesucht, Kil?"

Der betende Hase.

Von Hans Franck.

In einer rheinischen Kirche sieht man bis auf den heutigen Tag an heiligster Stätte zu den Füßen der Mutter Gottes einen Hasen. Ungelenke Dorfkünstlerhand hat ihn aus einem weichen Lindenast herausgeschnitzt. Dieses Schnitzwerk haben die Jahrhunderte so dicht mit einem Gewirr von Braun und Grau, von hellen und dunklen Flecken überzogen, daß das hölzerne Fell im roten Schein des ewigen Lämpchens von gespenstischer Lebendigkeit ist. Blickt man aus der Ferne flüchtig darauf, meint man, der Hase mache ein Mäuschen, um den Jesusknaben auf den Armen Marias, der beide Patschhändchen nach ihm ausstreckt, durch sein Spiel zu erfreuen. Tritt man aber dichter zu dem Altar hin, gewahrt man: nicht voll Verlangen greift das Gotteskind abwärts, sondern es schützt, es segnet das Tier am Mantelsaum seiner Mutter, denn der Hase — kein Zweifel! — betet. Mit gekreuzten Vorderläufen steht er Unsere Liebe Frau an: „Hilfe!" Fleht um die Erhaltung seines Lebens.

Der Herr von Limppurg nämlich war ein gewaltiger Nimrond. Aber einen seiner Hasen konnte er Anno 1539 nicht habhaft werden, so oft er auch auf die Suche ging, treiben ließ, ja — wider seiner Gewohnheit — darum anstand. Schnupperschnüß nannten die Seinen diesen Klügsten in der Mitte. Und sie wußten wohl darum. Herr von Limppurg, der es schon als eine Schande erachtete, einen Hasen nur krank zu schießen, verfehlte Schnupperschnüß an drei Tagen hintereinander. Sie standen schließlich auf Du und Du der Herr von Limppurg und Schnupperschnüß. „Kriegst mich nicht!" höhnte Schnupperschnüß mit seiner weißen Blume, wenn er schließlich doch aus dem Lager aufstand und davonhoppelte. „Krieg dich doch!" rief Herr von Limmpurg ihm nach, riß die Flinte hastig an die Backe und — ballerte daneben.

An einem hellen Herbstmorgen des gedachten Jahres schwur Herr von Limppurg: „Heut!" Und in der Tat, nun schien es um Schnupperschnüß geschehen. Immer wieder wurde Schnupperschnüß von den beiden Hunden des Herrn von Limppurg aufgestochen. Immer wieder mußte Schnupperschnüß aus der Deckung ausfahren. Mit Hoppeln war es jetzt, wenn er sein Leben erhalten wollte, nicht mehr getan. Schnupperschnüß mußte flüchtig werden, mußte rennen, was seine langen Hinterläufe nur hergaben. Haken auf Haken mußte Schnupperschnüß, um den heulenden Hunden zu entgehen, im Laufen schlagen. Als Schnupperschnüß erkannte, daß es ihm draußen auf dem Felde trotz alles Rennens und Hakenschlagens an die Wolle gehen werde, lief er auf das Dorf zu. Die Hunde mit Jappen, Herr von Limppurg mit Fluchen hinter dem Ausreißer her.

„Et Häsche!" riefen die Kinder, als Schnupperschnüß gestreckten Galopps in die Dorfstraße einbog. Sie nahmen Steine auf, warfen nach ihm: „Et Häsche!" Sie packten Knüttel, schlugen nach ihm: „Et Häsche!" Im Trab auch die Kinderschar hinter Schnupperschnüß her: „Et Häsche!" Erwachsene schlossen sich der Verfolgung des Gehetzten an. Sie ergriffen Mistgabeln, stachen zu: „Et Häsche!" Schnupperschnüß rannte hin und her auf der Dorfstraße. Umlief Häuser, Ställe, Backöfen. Drückte sich unter Gebüsch, hinter Türen, an Misthaufen. Immer und immer wieder aber störte man ihn auf: „Et Häsche!" Das ganze Dorf, die Hunde des Herrn von Limppurg, die Dorftöter. Alle von Gehöft zu Gehöft hinter Schnupperschnüß her: „Et Häsche!"

Da, in seiner höchsten Not, lief Schnupperschnüß durch die offenstehende Tür in die Kirche, rannte zwischen den leeren Bänten entlang. Ueberquerte den Kanzelplatz. Sprang auf den Altar und kauerte sich — kein Hase mehr, sondern nur noch behaartes, bebendes, bedrohtes Leben — zu den Füßen des Bildes der Mutter Maria nieder.

„Et Häsche!" rief es noch einmal hundertstimmig, empört, erschreckt, erkennend. Dann wurde es still, ganz still.

Denn die beiden getigerten Hunde des Herrn von Limppurg verfolgten Schnupperschnüß nicht mehr. Vor der Schwelle der offenen Kirchentür standen sie mit schlagenden Flanken. Als ob sie einer angerufen hätte. Doch war niemandem die Stimme zu Ohren gekommen, welche ihnen Halt ein befohlen hätte. Auch die herantäffenden Dorftölter liefen nicht in das Innere der Dorfkirche. Verstummt sagen sie vor der Schwelle des Gotteshauses. Als einer der zuletzt heranschnaufenden doch Miene machte, sie zu überspringen, betam er einen so heftigen Fußtritt, daß er jaulend davonlief. Denn schon falteten sich hier und da Hände. Schon war eine Mutter mit ihrem Buben und ihrem Mädchen in die Knie gesunken. Herr von Limppurg kommt herangeleucht. Die Dörfler bilden schweigend eine Gasse. „Wo ist er?" schreit der Jagdwütige einmal über das andere. „Ich knall ihn nieder! Wo ist er?" Keiner der Erwachsenen wagt zu antworten. Ueber die Lippen des knieenden Knaben hinweg jedoch klingt es glockenrein: „Et Häsche is bei die Mutter Maria!"

Herr von Limppurg gewahrt Schnupperschnüß zu den Füßen des Altarbildes. Er reißt seine Flinte hoch. „Nit schieße!" schreit die knieende Frau. Herr von Limppurg will es nicht hören. Er nimmt Schnupperschnüß aufs Korn. Da ruft das knieende Mädchen verzückt: „Et Häsche betet!" In der Tat: Schnupperschnüß sitzt — hoch aufgerichtet — auf seinen Hinterbeinen vor Mutter Maria. „Männchen macht der freche Lümmel!" brüllt Herr von Limppurg. „Zum Narren hat er mich. Habt acht!" Und langsam beginnt er den Schußfinger zu krümmen. „Et Häsche betet!" rufen Dutzende, ruft das ganze Dorf. „Be—tet—!" Denn Schnupperschnüß sitzt nicht, wie er ehedem oftmals — Männchen machend — im Felde saß. Er hat die Vorderläufe gefreuzt übereinander gelegt. Schnupperschnüß — alle sehen, alle sagen, alle umzittern es — Schnupperschnüß betet. Nur Herr von Limppurg will es nicht sehen, will es — obwohl es auch in seine Augen und sein Herz dringt — nicht wahrhaben. Abdrücken! Niederknallen! Endlich des Frechen habhaft werden! Endlich ihm seine Unverschämtheiten heimzahlen! Überschreit er seine innerste Stimme. Da streckt das Jesuskind seine beiden Patschhändchen aus, hält sie schützend, hält sie segnend über Schnupperschnüß, und Herr von Limppurg sinkt mit betend aufgehobenen Händen zu der knieenden Gemeinde nieder auf die Erde.

Nach geraumer Weile erst hat Herr von Limppurg sich erhoben. Er ist — ohne Gewehr — mit behutsamen Schritten in die Kirche gegangen. Schnupperschnüß hat nun zu Füßen des Bildes der Mutter Maria gekniet, das Jesuskind hat seine segnenden Hände wieder in das Bild zurückgeholt. Herr von Limppurg ist über den Kanzelplatz, am Sakramentshäuschen vorbei, an den Altar gegangen. Schnupperschnüß, als ob er gewußt hat, daß von jetzt ab ewiger Friede zwischen seinem Verfolger und ihm sei, ist nicht vom Altar herabgesprungen, ist nicht von neuem flüchtig geworden. Herr von Limppurg hat Schnupperschnüß auf den Arm genommen und durch die knieende Menge hinweg bis zur Dorfstraße getragen. Und hat allbort gesagt: „Ziehe hin, lieber Haas! Du hast Freiheit in meiner Kirchen gesuchet. Die hast du gefunden. Darum die Hunde schon Freiheit dir gehalten, so will ich sie auch nicht mehr brechen. Und alldieweil die hochgelobete Mutter Maria dein Gebet erhöret und das Jesuskind seine Hände schützend über dich gehalten hat, will ich dir auch hinfür im Felde nichts mehr antun. Wir kennen uns ja nun viel zu lang und viel zu gut, als daß ich jemals dich mit einem deiner Brüder verwechseln könnte. Ziehe hin in Frieden, lieber Haas!" Bei solchen Worten hat Herr von Limppurg Schnupperschnüß gestreichelt. Dann hat er den Hasen, der nicht gezittert hat in seinen Armen, betulich niedergesetzt. Schnupperschnüß ist davongehoppelt. Und kein Hund kläffte ihm nach.

Die Kunde von dem betenden Hasen hat sich schneller als Flugfeuer von Strohdach zu Strohdach ausgebreitet in Dörfern und Städten ringsum. Viele Meilen sind die gemeinen Leute zu dem Kirchlein des Herrn von Limppurg gewallfahrtet in der Herzenshoffnung, daß Maria, welche das Flehen des Hasen erhörte, sich ihrer Bitte nicht versagen werde. Von den Opfern, so die dankbaren Waller zurückgelassen haben, hat man sehr bald einen neuen Chor bauen lassen können. In dessen Mitte ist, anstelle der bemalten Holztafel, die man in einem Seitenkapellchen aufstellte, jenes Schnitzwerk aus Lindenholz — Maria, das Jesuskind mit den segnend ausgestreckten Händen auf dem Arm, zu beiden Füßen ein betender Hase — eingebaut worden, wie man es dorten bis auf den heutigen Tag sehen kann.

Streben nach Vollkommenheit.

Von Josef Schmidt S. J.

Wenn man einem empfiehlt, er solle sich bemühen, in seinem Stande nach Vollkommenheit zu streben, so ist das ein guter Rat. Das geht auch schon daraus hervor, daß der Heiland selbst uns den Rat gibt, wenn auch in anderen Worten. In der Bergpredigt sagt er: „Seid also vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist" (Matth. 5,48). Diese Ermahnung ist an alle gerichtet, gleichviel, ob sie diesem oder jenem Stande angehören. Um aber vollkommen zu werden, muß man nach Vollkommenheit streben. Er sagt also mit anderen Worten: Bemühet euch in eurem Stande, nach Vollkommenheit zu streben. Ebenso sagt er zu allen ohne Unterschied: „Häufet euch keine Schätze auf Erden an, wo sie Rost und Motte verzehren und wo Diebe einbrechen und stehlen, sondern sammelt euch Schätze im Himmel, wo sie weder Rost noch Motte verzehren, und wo Diebe nicht einbrechen und stehlen" (Matth. 6, 19, 2). Wenn einer darauf ausgeht, bei seinem Tun und Lassen eine gute Meinung zu haben, die sich darbietenden Gelegenheiten zum Guten auszunützen, kurz durch Uebung der Tugend und Eifer in guten Werken unvergängliche Schätze für den Himmel zu erwerben, so strebt er offenbar in seinem Stande nach Vollkommenheit. Der Heiland hätte darum geradesogut sagen können: Jeder bemühe sich, in seinem Stande nach Vollkommenheit zu streben. Wenn der Heiland selbst diesen Rat gibt, muß es ein guter Rat sein. Dasselbe erkennen wir, wenn wir den Rat selbst betrachten. Ein Rat, der geeignet ist, einen zufriedener, besser, reicher und für Zeit und Ewigkeit glücklicher zu machen und überdies ohne besondere Schwierigkeit von jedem befolgt werden kann, ist offenbar ein guter Rat. Diese Eigenschaften hat der Rat, in seinem Stande nach Vollkommenheit zu streben. Wenn du ihn befolgst, wirst du wirklich zufriedener, du wirst besser, und weil die heiligmachende Gnade dann beständig in dir wächst, wirst du in den Augen Gottes immer größer und in übernatürlicher Hinsicht reicher, und du wirst glücklich sein für dieses Leben, aber vor allem für die Ewigkeit. Dazu kommt, daß dieser Rat von allen ohne Unterschied befolgt werden kann. Es gibt Ratschläge, die an sich sehr gut wären, aber wegen der Umstände nicht oder nur mit den größten Schwierigkeiten befolgt werden können. Wenn ein Arzt zu einem kranken Dienstmädchen sagte: Es wäre gut, wenn Sie den Winter im Süden zubringen könnte, so mag das angeratene Mittel an sich sehr gut sein, aber die Kranke könnte antworten: Ich bin ein armes Dienstmädchen, es ist mir unmöglich, dieses Mittel anzuwenden. Der Rat, um den es sich in unserem Falle handelt, kann von jedem befolgt werden, wenn er will. Das einzige, was von seiner Seite verlangt wird, ist der gute Wille.

Oder was sollte ihn sonst hindern? Die Vollkommenheit? Nein. Wenn das Streben nach Vollkommenheit ich weiß nicht welch außerordentliche Dinge von dir verlangte, wenn du, um vollkommen zu werden, strenge Fasten oder andere große Strengheiten auf dich nehmen oder ganze Nächte betend durchwachen müßtest, wie manche Heilige das getan haben, dann könntest du mit Recht sagen: Die Vollkommenheit ist nichts für mich. Aber so etwas verlangt der Wille, in deinem Stande vollkommen zu werden, nicht von dir.

Oder sollte dein Stand ein Hindernis sein? Das ist er offenbar nicht. Sind nicht unsere Heiligen aus den verschiedensten Ständen hervorgegangen? Und gibt es nicht auch heute in allen Ständen und Berufen viele, die in ihrem Stande so nach größerer Tugend streben, daß sie anderen durch ihr Beispiel zu großer Erbauung gereichen? Der Stand kann also kein Hindernis sein. Um dich noch mehr davon zu überzeugen, brauchst du dir bloß einige Wahrheiten ins Gedächtnis zu rufen. Erste Wahrheit: Gott will die Verschiedenheit der Stände und Berufe. Zweite Wahrheit: Er befiehlt, daß jeder seine Standes- und Berufspflichten erfülle in dem Stande, in den seine Vorsehung ihn gestellt hat, ihm gewissenhaft diene und seine Seele rette. Dritte Wahrheit: Gott wünscht, daß jeder in seinem Stande in vollkommener Weise ihm diene. Vierte Wahrheit: Da dieses ohne die göttliche Gnade nicht geschehen kann, so ist er bereit, jedem die dazu notwendige Gnade zu geben. — Vielleicht könnte jemand einwenden: Wenn ich mich entschließe, in meinem Stande nach Vollkommenheit zu streben, so wird die Aufmerksamkeit zu sehr von meinen Berufspflichten abgelenkt, sodaß die Arbeiten meines Berufes darunter leiden. Auch dieser Einwand ist unbegründet. Durch einen solchen Entschluß kommen deine Arbeiten nicht zu kurz, im Gegenteil, sie werden gefördert. Denn dann wird es dir leichter werden, in den Arbeiten deines Standes den Willen der göttlichen Majestät zu sehen. Insolgedessen erhalten deine Arbeiten in deinen Augen einen größeren Wert, du hast das Bewußtsein, daß du beständig für die Ewigkeit arbeitest, die Unannehmlichkeiten, die keinem in seinem Stande erspart werden, wirst du leichter mit Geduld ertragen, im Verkehr mit unsympathischen Personen wirst du dich leichter überwinden, überhaupt das Streben nach Vollkommenheit wird dir helfen, mit größerer Zufriedenheit, Bereitwilligkeit und Freude und auch mit größerem Segen alles zu tun, was dein Stand von dir verlangt. Das gilt von allen Ständen und Berufen. Ob einer Staatsminister oder Abgeordneter, ob er Lehrer oder Rechtsanwalt, oder Arzt, oder Geschäftsmann, ob er Schupo oder Elektrobahner, ob er bei der Post oder bei den elektrischen Straßenbahnen angestellt, ob er Landmann oder Handwerker oder Dienstbote ist oder in den Kohlengruben arbeitet, ob er verheiratet oder ledig ist, macht in dieser Hinsicht keinen Unterschied. Der Entschluß, in seinem Stande nach Vollkommenheit zu streben, ist ein guter Rat.

(Entnommen der Zeitschrift „Aszese und Mystik", Tyrolia, Wien.)

Die Liturgie der Woche

Sonntag, 8. Januar: Hl. Familie, dupl. maj. Messe (Weiß): 2. Or. Sonntag in der Okt., 3. Okt. Cr., Praef. und Communicantes von der Erscheinung. — Vesper vom Fest (eig. Psalm.), 1. Kom. vom Tag in der Okt. Lux, 2. Sonntag Fili.

Montag, 9. Januar: Von der Okt., semid. Messe (Weiß): vom Sonntag in der Okt. In excelso 2. Or. Okt., 3. Deus qui salutis, Cr.; oder Messe von der Okt., 2. Or. D. — Vesper: von der Okt. (eig. Psalm.), keine Kom.

Dienstag, 10. Januar: Von der Okt., semid. Messe (Weiß): vom Fest, 2. Or. Deus qui salutis, 3. Ecclesiae, Cr. — Vesper: von der Okt. (eig. Psalm.), Kom hl. Hyginus, Papst, Märt.

Mittwoch, 11. Januar: Von der Okt., semid. Messe (Weiß): 2. Or. hl. Hyginus, 3. Deus qui salutis, Cr. — Vesper: von der Okt. (eig. Psalm.), keine Kom.

Donnerstag, 12. Januar: Von der Okt., semid. (Weiß): 2. Or. Deus qui salutis, 3. Ecclesiae, Cr. — Vesper: folg. (eig. Psalm.) 1. Vesper, eig. Or., keine Kom.

Freitag, 13. Januar: Oktavtag der Erscheinung, dupl. maj. Messe (Weiß): eigen, eine Or., Cr. — Vesper: vom Fest, 2. Vesper (eig. Pss.), 1. Kom folg. O Doctor, 2. hl. Feliz, Märt.

Samstag, 14. Januar: Hl. Hilarius, Bisch., Kirchenl., dupl. Messe (Weiß): 2. Or. hl. Feliz, Märt.; Cr.; von jetzt an an Wochentagen Praef. gewöhnl. — Vesper: von Samstag, Or. Sonntag, 1. Kom. hl. Hilarius, 2. hl. Paulus, Einsiedler, 3. hl. Maurus, Abt, Euge von den Laudes.

Gottesdienst-Ordnungen für Sonntag, den 8. Januar

(Fest der hl. Familie)

Ahaus: Gem. hl. Kommunion der Jungmännerkongregation und der Knabenoberklassen. Hl. Messen 6,30 Uhr, 7,30 Uhr, 8,30 Uhr (m. Pr.) und 9,30 Uhr (m. Pr.); 10,30 Uhr Hochamt m. Predigt. Nachmittags 2,30 Uhr Andacht.

Ahle: Gem. hl. Kommunion der Kinder. 7 Uhr hl. Messe; 10 Uhr Hochamt und Predigt. — Sonnabend 7,15 Uhr hl. Messe.

Alstätte: Gem. hl. Kommunion der Jünglinge. Hl. Messen 6,45 Uhr und 8 Uhr; 10 Uhr Hochamt mit Predigt. Nachmittags 2,30 Uhr Andacht.

Epe: Gem. hl. Kommunion der Jünglinge. Hl. Messen 6,30 Uhr, 7,30 (m. Pr.) und 8,30 Uhr; 10 Uhr Hochamt mit Predigt. Nachmittags 2,30 Uhr Andacht. 4,30 Uhr Predigt für Jünglinge.

Franziskanerkloster in Bardel: 6,30 Uhr Frühmesse. 9,30 Uhr Hochamt mit Predigt. Nachm. 5 Uhr Andacht.

Gronau: Gem. hl. Kommunion der Männer sowie der Eilermark- und Stadtschule 3. und 4. Jahrgang. 6,30 Uhr hl. Messe; 7,30 Uhr hl. Messe und Predigt; 8,30 Uhr Schulmesse; 9,30 Uhr Hochamt und Predigt; 11 Uhr hl. Messe. Nachmittags 3 Uhr Andacht.

Redemptoristenkloster Glanerbrücke: 6,40 Uhr stille hl. Messe und Predigt; 8 Uhr deutsche Singmesse und Predigt. Nachmittags 4,40 Uhr Bruderschaftsandacht zu Ehren der Mutter von der immerwährenden Hilfe, Predigt und Segen. — Montag: 7,40 Uhr hl. Messe zu Ehren des hl. Bruder Gerard für die ihm empfohlenen Anliegen.

Nienborg: Gem. hl. Kommunion der Jünglinge. 7,30 Uhr hl. Messe; 10 Uhr Hochamt und Predigt. Nachmittags 2,30 Uhr Andacht.

Heek: 6,30 Uhr hl. Messe; 8 Uhr hl. Messe und Predigt; 10 Uhr Hochamt und Predigt. Nachmittags 2,30 Uhr Andacht.

Legden: Gem. hl. Kommunion der Männer und Jünglinge. 6,30 Uhr hl. Messe; 7 Uhr hl. Messe und Kommunion der Männer; 8 Uhr hl. Messe und Kommunion der Jünglinge; 10 Uhr Hochamt und Predigt. Nachmittags 2,30 Uhr Andacht.

Stadtlohn: Feier des ewigen Gebetes. Gem. hl. Kommunion der Jünglinge und der Schulknaben. 6 Uhr Aussetzung und erstes Hochamt; 7 Uhr, 8 Uhr und 9 Uhr stille hl. Messen; 10 feierl. Levitenhochamt. Nachmittags 2,30 Uhr Sakramentsvesper. 6 Uhr feierl. Schlußandacht. Beichtstunden: 11—12 Uhr Hengeler-Wendfeld, Wessendorf, Hundewick mit den Schulen; 12—1 Uhr Almsick und Estern m. den Schulen; 1—1,45 Uhr Oberklasse der Wallschule; 1,45—2,30 Uhr Oberklasse der Duskampschule; 2,30 Uhr Vesper; 3—4 Uhr Mar. Jungfrauenkongregation; 4—5 Uhr Stadt östl. der Mühlenstr.—Markt—Stegerstr.; 5—6 Uhr westlich der Mühlenstr.—Markt—Stegerstr.; 6—7 Uhr feierl. Schlußandacht mit Umgang, Te Deum und Segen.

Vreden: Gem. hl. Kommunion der Männer und Frauen in der Messe um 7,30 Uhr. hl. Messen 6,30 Uhr, 7,30 Uhr und 8,30 Uhr; 10 Uhr Hochamt mit Predigt. Nachmittags 2,30 Uhr Weihnachtsandacht. 3,45 Uhr für verheiratete Männer und Frauen. 5 Uhr Abendandacht. Stiftskirche: 9 Uhr hl. Messe.

Kirchlicher Vereinskalender

Kath. Gesellenverein Gronau. Montag, 9. Januar Versammlung. Vortrag unseres Mitglieds H. Wienker.

Borromäusverein Gronau: Die Ausgabe der Bücher findet jeden Mittwoch nachm. von 4—5 Uhr und jeden Sonntag vorm. von 10,30—12 Uhr statt. Das neue Bücherverzeichnis, dessen Anschaffung wir allen Mitgliedern empfehlen, ist in der Bibliothek erhältlich.

Werkjugend Gronau. Montag abend 8 Uhr Versammlung. Mittwoch abend 8 Uhr Turnen. Samstag abend 8,15 Uhr Chorprobe.

Kath. Jünglingsverein und D. J. K., Gronau. Montag, 9. 1. um 20,30 Uhr im kl. Saal Lichtbildervortrag (Siehe Progr.). Dienstag, 10. 1. D. J. K. um 20 Uhr im großen Saal Leichtathletik. Mittwoch, 11. 1. um 20,15 Uhr Heimabend im roten Zimmer. Donnerstag, 12. 1. um 20,15 Uhr D. J. K. Spieletabend im kl. Saal.

Jungfrauenkongregation, Gronau. Donnerstag abends 8 Uhr in der Kirche Vortrag für die Jungfrauenkongregation zur Vorbereitung auf die hl. Generalkommunion. — Montag abends 8—9,30 Uhr Jungfrauenturnen; Dienstag, abends 8—10 Uhr Chorprobe; Mittwoch 8—10 Uhr Handarbeit im Agnesstift; Donnerstag 8,30—10 Uhr Schwimmen in der städt. Badeanstalt.

Werkjugend, Gronau. Montag 8—10 Uhr Generalversammlung und Vortrag. Mittwoch 8—9,30 Uhr Turnen. Samstag 8,15—10,30 Uhr Chorprobe.

Laienspielschar, Gronau. Freitag, abends 8—10 Uhr Versammlung zur Vorbereitung für das Eckertspiel. Der verlorene Sohn. Alle die mitwirken wollen, müssen erscheinen.

Aus der katholischen Welt

Die Pfarreien Epe und Gronau in alter Zeit

Wer einen Einblick tun will in die kirchengeschichtliche Vergangenheit der in mancher Hinsicht eng miteinander verbundenen Nachbargemeinden Epe und Gronau, erfährt aus den Schriften des jüngst verstorbenen Prälaten Storp, daß die Eper Pfarrei zu den ältesten im Kreise Ahaus (im „Stopingau") gehört und wahrscheinlich schon zu Zeiten des hl. Ludger gegründet worden ist. Doch sind schriftliche Zeugnisse darüber nicht mehr vorhanden. In den erhaltenen Urkunden wird Epe zuerst 1188 erwähnt.

Im Kirchspiel Epe und zwar in der Bauerschaft Eilermark wurde 1374 von den Grafen von Steinfurt eine Burg gegründet in der Nähe einer Brücke über die Dinkel. Wegen der Lage der Burg in den grünen Auen an der Dinkel wurde dieselbe „thor Gronove" genannt. Diese Burg ist der Ursprung der späteren Stadt und der Pfarrei Gronau. — Mit der Burg wurde zugleich eine Kapelle, welche dem hl. Antonius geweiht war, erbaut. Um die Burg sammelte sich eine kleine Ortschaft und so wurde die Burgkapelle vom Bischof Franz von Waldeck am 13. Dez. 1538 zur Pfarrkirche erhoben auf Ersuchen des Grafen Arnold II. von Bentheim und Steinfurt. Die Pfarrei war sehr klein, sie bestand nur aus der Burg und ihrer nächsten Umgebung. Schon wenige Jahre später ging Arnold II. zum Luthertum über und führte gleichzeitig in seinen beiden Grafschaften, in Steinfurt und in Bentheim den lutherischen Gottesdienst ein. Sein zweiter Nachfolger Arnold IV. ging zur reformierten Konfession, dem Calvinismus, über und alle seine Untertanen mußten ihm darin folgen. Am 10. November 1588 wurde in der Gronauer Kirche der Hochaltar abgebrochen und alles nach Sitte und Lehre der Reformierten eingerichtet.

Die münsterischen Fürstbischöfe suchten dann wieder in Gronau den katholischen Gottesdienst einzuführen, was namentlich seit 1673 zu fortwährenden Streitigkeiten führte, bis die Katholiken 1735 einen Bauplatz für Kirche und Pfarrhaus in der Nähe der alten Wassermühle (heute Wolbersche Mühle) erhielten, auf dem auch die jetzige große, 1914 eingeweihte Kirche errichtet ist. Die frühere katholische Kapelle war oftmals verändert, bis sie ganz verfiel und endlich 1736 durch eine neue reformierte Kirche ersetzt wurde. Infolge der von König Wilhelm III. 1817 eingeführten Union ging auch die reformierte Gemeinde in die jetzige evangelische Gemeinde über.

Da durch die Entwicklung der Industrie der frühere kleine Wiegbold Gronau sehr gewachsen war und staatlicherseits der größte Teil der alten Eper Bauerschaft Eilermark nach Gronau eingemeindet war, wurden die Katholiken dieses Bezirks durch bischöfliche Verordnung vom 15. Mai 1896 von Epe abgetrennt und nach Gronau eingepfarrt.

In der Nähe von Glanerbrücke hatten holländische Katholiken 1633 eine Scheune zur Abhaltung des Gottesdienstes benutzt. Diese wurde in eine Notkapelle umgebaut. 1665 flüchteten dorthin aus Almelo vertriebene Nonnen und errichteten dort ein Kloster. (Die Spuren des ehemaligen Klosters sind noch heute sichtbar auf der sogenannten Doktersheerken'schen Besitzung im Brook). Das Kloster wurde 1811 durch Napoleon aufgehoben.

Nochmals Pius XI. und die kath. Presse

Eine Rede, die unlängst Pius XI. vor Hochschulstudenten einer Abordnung der Katholischen Aktion Italiens hielt, fand wegen der Ausführungen über den Journalismus der Gegenwart, insbesondere wegen der eindringlichen Empfehlung der katholischen Presse, auch in Deutschland lebhaften Widerhall. Inzwischen hat der hl. Vater in einer neuen Rede anläßlich der Studienwoche des Verbandes katholischer Universitätsstudenten Italiens den Gedanken erneut aufgegriffen und vor allem die Verbreitung und die Lektüre der katholischen Presse dem Publikum ans Herz gelegt. Es müsse sich seine geistige Nahrung durch eine gute Presse beschaffen, während es sich leider häufig mit schlechten Zeitungen nähre. Der hl. Vater hatte vor diesem Zuhörerkreis vor allem die Lage in Italien vor Augen, knüpfte daran aber Bemerkungen, die eine beachtenswerte Erwähnung des deutschen Begriffs Zeitungswissenschaft enthielten. Dieses deutsche Wort gebrauchte der Statthalter Christi, um eine Vertiefung in die Wissenschaft des Journalismus zu empfehlen. Es gibt noch den päpstlichen Darlegungen eine besondere geistige und seelische Einstellung des Journalisten, wie auch eine eigene typographische Technik der Zeitungen.

Ein protestantisches Urteil zur päpstl. Enzyklika

Die Londoner Monatsschrift „The Christian Zenturn", die von Karl Clayton, einem protestantischen Pfarrer geleitet wird, fordert in einem Artikel die Protestanten auf, den Aufruf Seiner Heiligkeit Papst Pius XI. zur Buße in der Enzyklika „Caritate Christi compulsi" zu beachten. In diesem Artikel, der den Titel führt: „Der Papst ruft zur Buße auf", wird gesagt, daß der Aufruf nicht nur an die gerichtet sei, die stolz auf den Namen Christi sind, sondern an alle diejenigen, die an Gott glauben.

Der Papst hat sich an die Welt gewandt, nicht nur an die Gläubigen, sondern an die ganze Welt. „Wir befinden uns", sagt er, „in einem ernsten Augenblick, wie ihn die Welt niemals erlebt hat". Mit Gott oder gegen Gott, das ist wieder einmal die Alternative, die über das Schicksal der Menschheit in der Politik, in der Finanzlage, in der Moral, in Kunst und Wissenschaft, im Staat und in der bürgerlichen Gesellschaft, im Osten und Westen entscheiden kann. Ueberall wird diese Alternative der entscheidende Faktor sein, von dem alle Folgen abhängen. Wäre der Inhalt des päpstlichen Briefes von einem großen protestantischen Lehrstuhl ausgegangen, so hätten wir gesagt: „Gott sei Dank, endlich eine Stimme, die sich mit einem vitalen Argument befaßt". Ein Teil des päpstlichen Aufrufes wendet sich an die ganze Christenheit, an alle diejenigen, die dieser angehören, ob sie nun in der katholischen Kirche oder in den reformierten Kirchen sind, und alle sollten diese Diagnose der Welt lesen und ernstlich überdenken, diese Diagnose der Welt, in der wir zusammenleben müssen, und wir sollten die Wege zur sozialen Gesundung beachten, die der Papst uns vorzeichnet.

Ein aufklärendes Wort über die Buch- u. Bücherarbeit des Borromäusvereins

Wie stets im Zeichen höchster Gefahr, haben sich auch jetzt, wo die katholische Bücherei und Bildungsarbeit, und nicht allein sie, sondern das katholische Buch schlechthin durch die modernen Buchverleihe und die Gottlosenliteratur bedroht ist, Verteidiger des katholischen Schrifttums, namentlich unter der eifrigen Jugend gefunden, um christlichen Geist neu zu beleben. Derartige Bestrebungen sind wichtig und wertvoll; man muß aber darauf achten, daß die Kräfte, die hier geweckt wurden, nicht zerstreut und deshalb unfruchtbar werden; es gilt, sie zu sammeln, und Sammelpunkt sollte sein der Borromäusverein, weil er in seiner mehr als achtzigjährigen Tätigkeit auf dem Gebiete des Buch- und Bibliothekswesens reiche Erfahrungen gemacht hat, die noch nutzbringender gestaltet werden können, wenn man ihn überall zum geistigen Mittelpunkt eines positiven Abwehrkampfes gegen die heutige Schund- und Schmutzliteratur und eines größeren Einsatzes der Literatur katholischer Weltanschauung machte.

Der Borromäusverein wurde ja gegründet zur Belebung christlichen Geistes und er wählte als Mittel dazu gleich zu Anfang seines Bestehens das Buch. Wie er damals die Veröffentlichung der letzten Werke Eichendorffs, der Bücher von Droste-Hülshof, Stifter und Alban Stolz ermöglichte, so setzt er sich auch heute für die Verbreitung echter katholischer Literatur bei seinen Mitgliedern und in seinen Bibliotheken ein; er bemüht sich überall, wo er nur kann, und mit allen Kräften, für das katholische Schrifttum zu werben und Werbereiter des guten Buches zu sein. Die große Erneuerung des Buchbestandes in den einzelnen Büchereien, die vor Jahren schon einsetzte, wird in allen Diözesen jetzt Schritt für Schritt weitergeführt.

Man trifft zuweilen in gebildeten Kreisen noch die Anschauung, die Borromäusbibliotheken seien nur „für die große mittellose Schicht des einfachen Volkes" da. Freilich leistet der Borromäusverein in dieser Hinsicht etwas ganz Besonderes, soweit er kann, weil er gleichzeitig ein soziales Unternehmen ist. Aber er hat noch nie seine einzige Aufgabe darin gesehen. Der Borromäusverein wurde für alle Katholiken gegründet, und er ist auch heute noch die katholische Buchorganisation. Es ist eine bezeichnende Tatsache, daß es gerade die geistige Elite des katholischen Deutschland war, die in den ersten Jahren für die Ausbreitung des Vereins Sorge trug.

In den letzten Jahrzehnten hat sich der Verein alle jene Einrichtungen geschaffen, die eine großzügige Buch- und Büchereiarbeit ermöglichen. Die mehr als 15 000 Helfer und Mitarbeiter in den katholischen Büchereien wurden und werden in regelmäßig stattfindenden Kursen geschult, besonders in literarischer Beziehung; sie verwerten die hier gewonnenen Erkenntnisse bei der Ausleihe und tragen sie in die Familien und die katholischen Vereine hinein. Jede Borromäusbibliothek ist bestrebt, die berechtigten Buchwünsche aller ihrer Benutzer, seien sie Mitglieder oder Nurleser, zu befriedigen. Sie haben auch alle die Möglichkeit, Bücher, die sie selbst nicht besitzen, die aber doch von einzelnen Mitgliedern benötigt werden, durch die Fernbibliothek an der Bonner Zentrale zu beschaffen. Der Borromäusverein ist seit längerer Zeit schon dabei, überall da, wo Interesse dafür besteht, literarische Arbeitsgemeinschaft zu organisieren. Man sieht, daß es die Leitung des Vereins an nichts fehlen läßt, um allen berechtigten Forderungen, welche die Gegenwart stellt, voll und ganz gerecht zu werden. Es kommt nun aber noch alles darauf an, daß die Katholiken selbst diese Einrichtungen fördern und Nutzen daraus ziehen. Man kann wohl sagen, daß der Borromäusverein und seine Bibliothek in jeder Pfarrei und in jeder Gemeinde das ist, was die Katholiken daraus machen. Jede Borromäusvereinsbücherei verdient die Unterstützung aller Kreise, auch der augenblicklich noch besser Situierten und vor allem der literarisch Interessierten unter den Katholiken. Wenn die 5254 Bibliotheken, die der Verein im Jahre 1931 hatte, alle ohne Ausnahme in der Lage wären, jedes wichtige katholische Buch, nicht nur der schönen, sondern auch der belehrenden Literatur einzustellen, so würde das doch sicherlich einen gewaltigen Erfolg für den Absatz und den katholischen Buchhandel allgemein bedeuten.

Daß das katholische Buch in der heutigen schlechten Zeit wenig gekauft wird, ist bekannt. Man darf es begrüßen, daß weite Kreise der Katholiken jetzt einsehen und wissen, wie schwierig die Lage des katholischen Buchhandels und des katholischen Schriftstellers ist. Aber man fördert beide dadurch kaum, daß man immer wieder ihre Notlage vor Augen führt. Man rede lieber von dem katholischen Buch selbst, nicht nur „im Stillen", sondern vor allem in der Oeffentlichkeit, in der Presse. Ein einziger guter literar-pädagogischer Artikel ist für das katholische Buch oft bedeutend wirkungsvoller. — Der Borromäusverein hat immer lebendige Fühlung mit dem katholischen Buchhandel gehabt, und dank dieser Verbindung wurde eine stets wertvolle und fruchtbare Zusammenarbeit ermöglicht; der Verein hat gerade gegenwärtig wieder Methoden gefunden und teilweise schon in die Tat umgesetzt, um Leser und Mitglieder über die Buchgabe hinaus zum Ausbau der Heimbibliothek durch Buchkauf anzuregen.

Bevor man darangeht, neue Organisationen für das Buch ins Leben zu rufen, ist es wichtiger, seine Kraft dem Borromäusverein und seinen Aufgaben zu widmen. Man muß nämlich auch in Erwägung ziehen, was es bedeuten würde, wenn einzelne Kreise unseres katholischen Volkes sich von den Borromäusbibliotheken fernhalten würden und eine eigene Buchorganisation gründeten. Hieße das nicht die Kluft zwischen den einzelnen Ständen und Schichten unseres Volkes wieder vertiefen? Wir haben doch gerade katholischerseits in den letzten Jahren alles darangesetzt, um sie zu überbrücken, und gerade das Buch ist eines der wichtigchsten Mittel, um eine wahre Volksgemeinschaft anzustreben. Die katholische Volksbücherei ist eine Plattform, auf der sich alle finden können. Nicht allein um des guten Beispieles willen sollten die Gebildeten unseres Volkes die Volksbüchereien des Borromäusvereins in Anspruch nehmen, sondern mehr noch aus innerster Ueberzeugung und im Vertrauen auf die Arbeit der katholischen Bücherleiter.

Die Parole muß lauten: Für das gute Buch nicht durch Verneinung, sondern durch positive Mitarbeit an den Aufgaben der schon bestehenden katholischen Buchorganisationen!

Wirket, solange es Tag ist

Eine Predigt zum Jahreswechsel.

Wenn am Silvesterabend die Menschen in der Familie die letzten Stunden des scheidenden Jahres zusammensitzen, dann wird bei fast allen von demselben Thema die Rede sein: Von der Zeit. „Nun ist schon wieder ein Jahr vorbei", „Wie vergeht doch die Zeit", „Was ist das Jahr nur hingekommen"; so und ähnlich werden sie zueinander sagen. Und von all dem Guten und noch mehr von dem Bösen werden sie sprechen, was in der Zeitspanne dieses Jahres gewesen ist. Dann wird ein Ernst und eine Besinnlichkeit in ihrer Unterhaltung sein, wie sonst an keinem Abend. Sie spüren es, wie da mit dem alten Jahr ein ganzes Stück Zeit und Leben versinkt und untergeht. Und sie halten die letzten Stunden des Jahres so ernst in ihrer Hand wie die Hand eines alten Freundes, der auf Nimmerwiedersehen Abschied nimmt.

Was ist die Zeit? Daheim an deiner Zimmerwand tickt deine Uhr im ruhigen Hin und Her des Pendels. Langsam schiebt die Zeit den kleinen Zeiger um den Tageskreis, in zwölf Stunden von Mitternacht zum Mittag und in zwölf Stunden von Mittag zur Mitternacht. So langsam und gemächlich geht die Zeit. Laß dich nicht täuschen von dem kleinen Zeiger deiner großen Uhr. Den großen Zeiger dreht sie zwölfmal so rasch von Zahl zu Zahl um den Stundenkreis. Aber auch das ist nicht der Schritt der Zeit. In sechzigfacher Eile zählt der Sekundenzeiger in sechzig kleinen Schritten die Minuten aus. Du kannst dir deine Uhr noch komplizierter denken. Mit Zeigern, die die 60 Teile der Sekunde zählen und die 60 Teile des Sekundenteils. Aber soviele du dir auch ausdächtest, auch die schnellsten Zeiger hielten nicht Schritt mit dem eiligen Schritt der Zeit. Die Zeit hat ihren eigenen Zeiger. Er geht unsagbar schnell. Als du geboren wurdest, hat sie dein Leben auf diesen Zeiger genommen und nun trägt sie es in rasender Eile von deinem Morgen bis zu deiner Mitternacht. Sie zeigt dir nicht, wieviel Stunden- und Jahreszahlen auf dem Zifferblatt deines Lebens sind. Sie zeigt dir auch nicht, wo jetzt der Zeiger deines Lebens steht. Sie könnte es auch garnicht. Dein Zeiger steht ja nicht. Wenn sie dir sagte: er steht auf jetzt, dann ist es schon vorhin, und sagte sie dir: er steht auf heute, dann ist es schon gestern; und sagte dir die Zeit: nachher, dann ist es schon jetzt und sagte sie dir: morgen, dann ist es schon heute. Der Zeiger der Zeit und der Zeiger deines Lebens steht nicht, er geht. Immerzu, immer dem Ende zu. Ehe du es denkst, hebt die Zeit zum letzten Schlag der letzten Stunde aus, wirft dein Leben von ihrem Zeiger, notiert es rasch im Sterberegister auf, dem Standesamt und schreibt auf einen Stein auf einem Hügel das Datum: 15. Oktober 1933 und ein kleines † davor. Aber dann ist alles schon längst gewesen und vorbei. Es ist ein Datum der Vergangenheit. Die Zeit ist längst darüber hin.

Was ist die Zeit? Du sitzt vor einem Film. Vor der die weiße Wand. Die Lichter gehen aus. Auf die weiße Fläche fällt das helle Lichtquadrat. Der Streifen beginnt zu laufen und wirft das Spiel auf die schimmernde Wand und läuft und läuft ohne Aufenthalt und ohne Halten, bis vor deinen ermüdeten Augen in großen Lettern unruhig das Wort in der hellen Fläche steht: Ende. Hättest vielleicht manches Bild gern festgehalten, manche Episode gern noch einmal erlebt, aber der Film bleibt nicht stehen, er wird nicht zurückgedreht, er geht unaufhaltsam dem Ende zu. In ein, zwei Stunden steht es vor dir auf der Wand, wieviel Hunderte Meter auch die Länge des Streifens war: Ende. So läßt auch die Zeit dein Leben über ihre Spulen gehen. Vor ein paar Jahren begann dein Lebensstreifen zu laufen. Leben des Johannes Christ. So schries sie die Ueberschrift ins Geburts- und Taufregister. Aber da war der Streifen schon ein gutes Stück weiter, da hattest du vielleicht schon einen Tag erlebt, hattest getrunken und geschlafen und geweint und lagst in der Wiege. Und dein Lebensfilm lief weiter und läuft weiter. In einem eiligen Tempo. Und er hat eine ganz bestimmte, eine ganz begrenzte Länge. Aber du weißt sie nicht. Die Zeit wirft seine Bilder vor deine Augen und vor die Augen deiner Angehörigen und Freunde und Bekannten, und wickelt Tag um Tag, Jahr um Jahr dein Leben auf ihre Spulen, viel rascher als die Bilder eines Films. Sie läßt keine Stunde stehen, läßt dich keinen Tag zum zweiten Male erleben. Der Film deines Lebens läuft unaufhaltsam, in einem atemlosen Tempo ab. Und ehe du es denkst, wenn deine müden Augen vor den letzten erschütternden Bildern des Streifens starr und blind geworden sind, lesen deine Freunde, die um dich sind, auf der bleichen Wand deines Gesichtes das Wort und flüstern es sich zu: Es ist zu Ende. Wird es 1933 sein, wird es 1943 sein? Für die eilende Zeit ist eines so nahe wie das andere.

Das ist die Zeit: ein eiliges Vergehen und Weitergehen. Und diese eilige Zeit ist für dich das Maß und das Gefäß deines Lebens. Es ist dir von Gott geschenkt. Du sollst es mit dem rechten Inhalt füllen. Mit einem Lebensinhalt, der es verdient, von der Zeit in die Ewigkeit hinübergetragen zu werden. Dieser Lebensinhalt ist dir von Gott, als er dich in Zeit und Dasein rief, bestimmt worden. Er hat dir auch das Maß der Zeit bestimmt, in der du die Aufgabe erfüllen sollst. Er gab dir keinen Tag und keine Stunde zuviel dafür. Jede verlorene Stunde, jede vergeudete Zeit verkürzt und beeinträchtigt auch dein Lebenswerk und macht deinen Lebensinhalt ärmer.

Vor dieser Erkenntnis verantwortet am Jahresschluß der gläubige Christ das Leben und das Werk des vergangenen Jahres, sein Tun und sein Unterlassen. Was trägt von dir am Jahresende die Zeit aus dem vergangenen Jahr in die Ewigkeit hinüber? Gott gab dir das Zeitmaß der 365 Tage. Darin war das heilige Gottesmaß der 52 Sonntage. Das war nach seinem Willen für ihn und für deine unsterbliche Seele. Was hast du hineingemessen in dieses heilige Sonntagsmaß der Zeit? Er gab dir die österliche Zeit. Da sollst du dich besinnen im Sakrament der Buße und dich auf Christus vorbereiten im Sakrament des Altars. Sag, hatte dein Jahr eine österliche Zeit? Er gab dir Weihnachten und Ostern und Pfingsten, heilige Zeit der Erlösung, der Auferstehung und der Herabkunft des Geistes. Hast du sie erlebt? Trägt die Zeit aus dem vergangenen Jahr das ernste Werk treuer und regelmäßiger religiöser Pflichterfüllung in die Ewigkeit hinüber oder auch viel gleichgültige Versäumnis und Unterlassung oder vielleicht nur diese einzige Stunde religiöser Stimmung des Silvesterabends? Pfarrer Diefenhardt

Bekenntnisschule und Bekenntnispresse
sind die unzertrennbare Forderung jedes verantwortungsbewußten Katholiken.

Religionslose Schule und Generalanzeigerpresse
sind die Wege zur Vernichtung des religiösen Lebens.